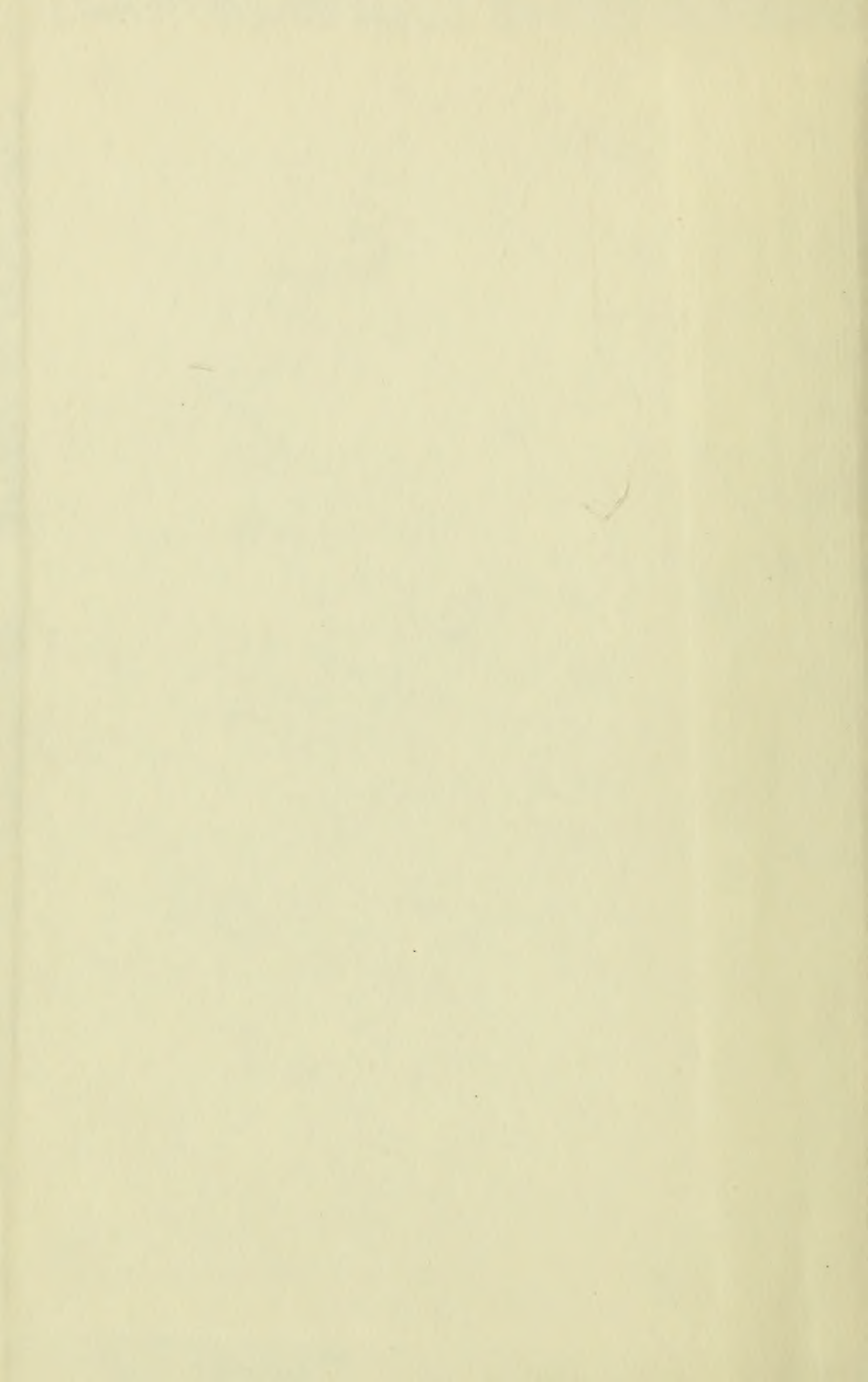
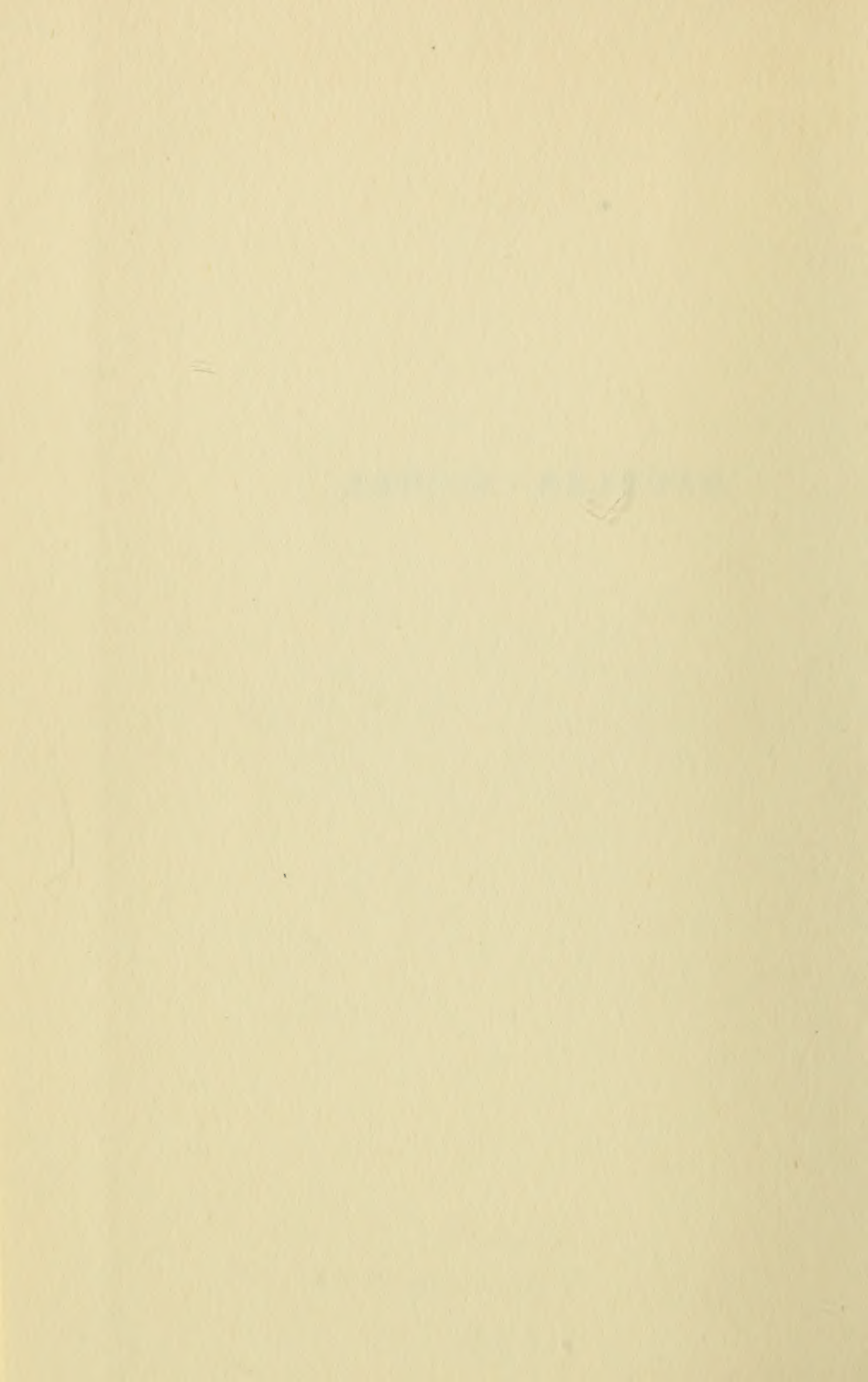






DÄUBLER · SICHEL

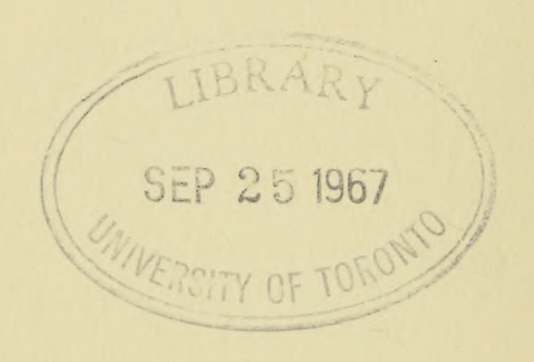


THEODOR DÄUBLER

MIT SILBERNER SICHEL

1916

HELLERAUER VERLAG
DRESDEN-HELLERAU


LIBRARY
SEP 25 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

DER JÜNGSTE MOND

GEHEILIGTER Mond, du erschreckst meine Schafe.
Du scheinst mir die silbernde Sehnsucht der Sonne.
Es naht deine Sichtbarkeit rosiger Wonne,
Du sichelst dahin wie ein Schauen im Schlafe.

Geheiligter Mond, du erschreckst meine Klippen.
Das Eiland zerbröckelt für dich in den Fluten.
Wie sind wir bestürzt: überbring uns den Guten!
Wir möchten vom perlendem Lichtkelche nippen.

Geheiligter Halbmond, versprich mir den Schnee,
Wir lieben des Eiswetters schmeichelnden Schritt.
Der Winter mag kommen. Wer tut mir ein Weh?
Ein Schnee wird erscheinen. Auch wir glauben mit.

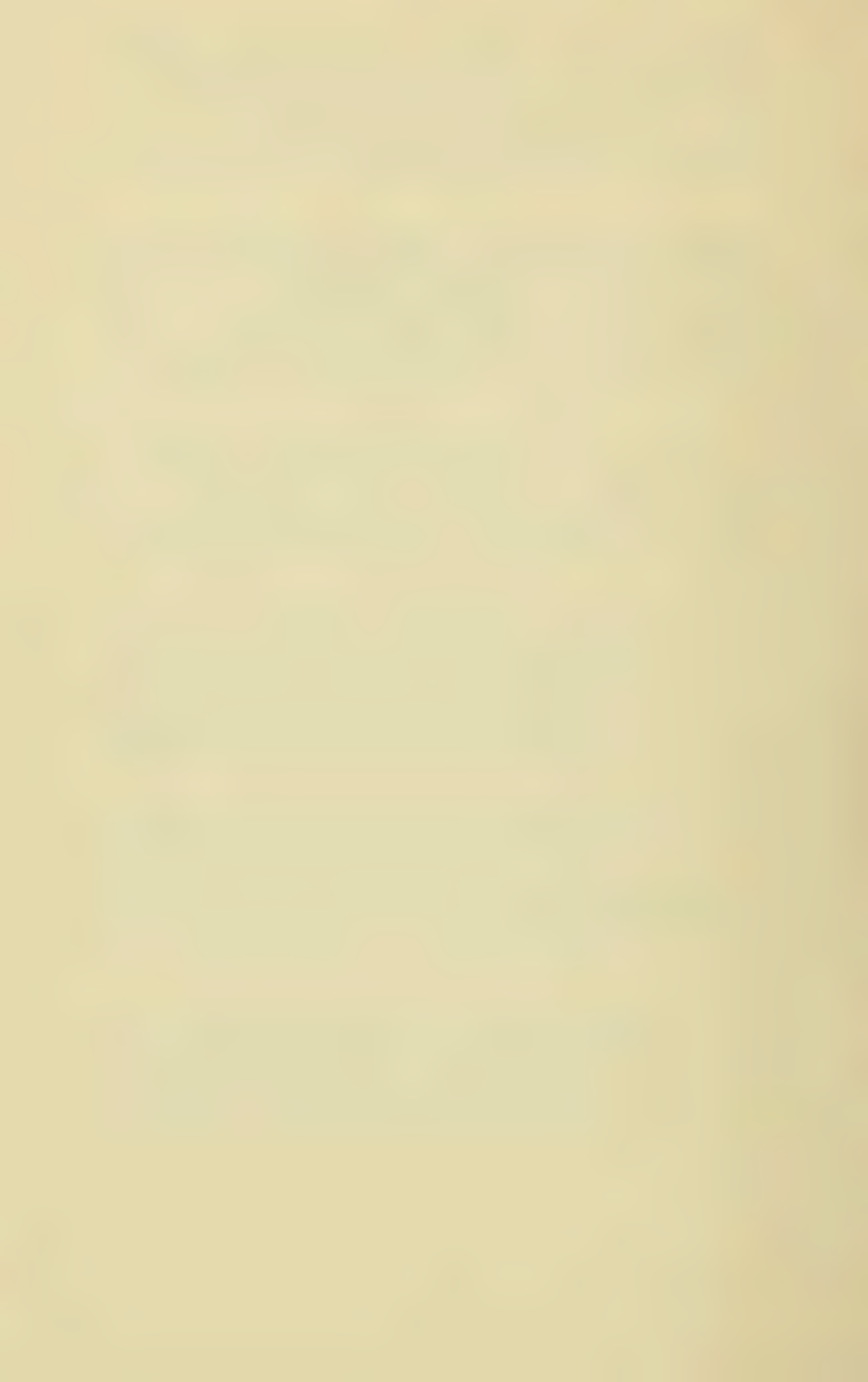
Der Sirius ist Reinheit. Durch ihn wird der Regen.
Die Milchstraße schenkt uns den ängstlichen Reif.
An funkelndem Tau ist der Leier gelegen,
Der Viertelmond schneit seinen wirbelnden Schweif.

Geheiligter Mond, du beschwichtigst die Berge,
Du hältst unsre frierenden Flüsse zurück.
Du schließt meinen Wunsch in kristallene Särge,
So mach mir aus Traum ein vollendetes Stück.

Du bist doch der Schnee; und ein Tanzschritt am Ganges
Beginnt dein Dahingeistern zierlich zu feiern.
Die Nachtwandler ziehn auf erleuchteten Eiern:
Ihr Mond ist der Zwang eines nahenden Klanges.

Doch keine Musik. Mit dem Schnee siegt die Stille.
Die Sichel verführt dich zum Kuß, der entsagt.
Jetzt haben die Lilien zu sterben gewagt.
Sie beben zum Monde. Sein Licht ist ihr Wille.

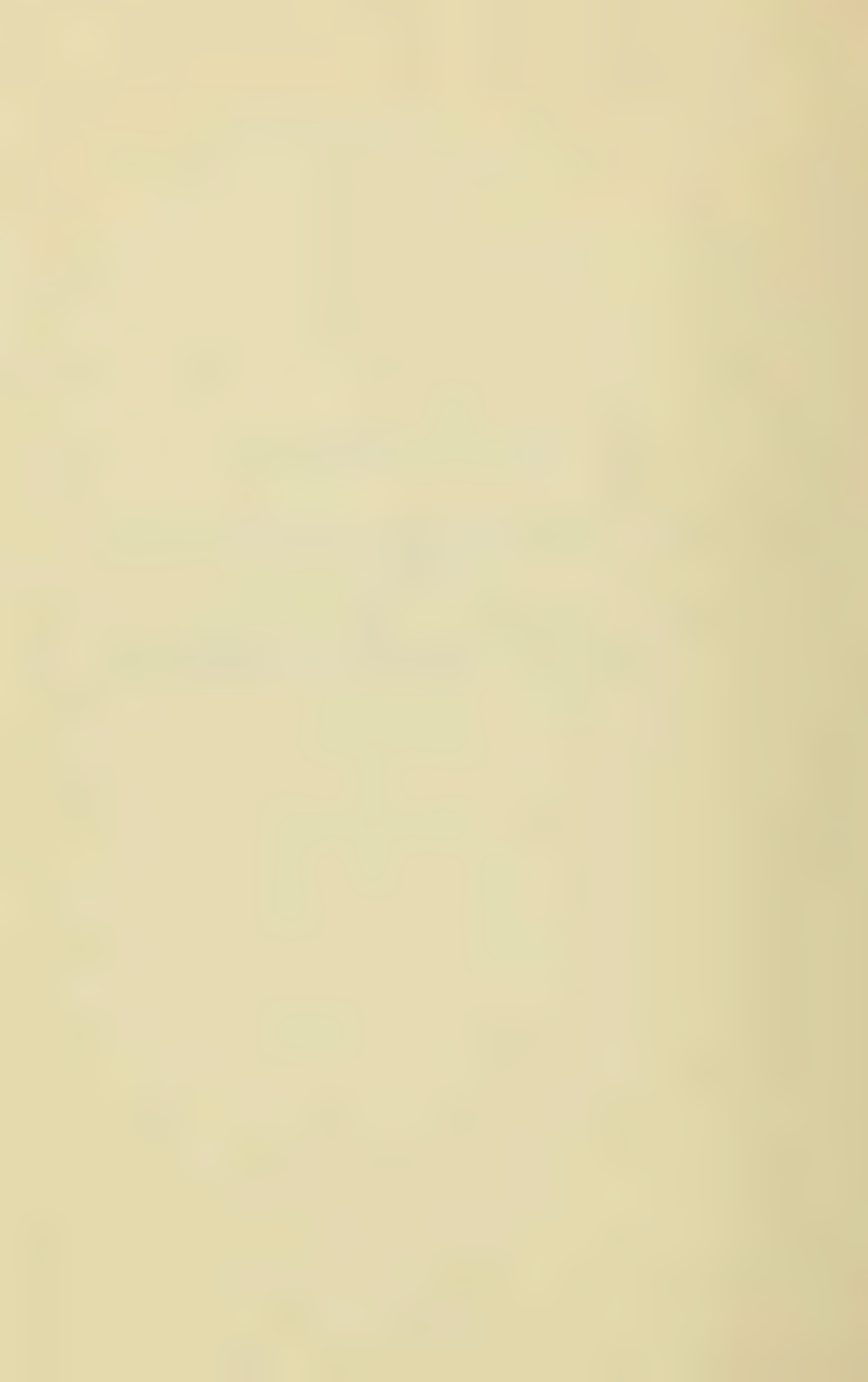
Behütet die Flocken. Ein silbernes Blühen!
Sonst mäht sie die sichtbare Sichel dahin.
Die sicherste Silbe? Wer sollte sich mühen.
Sie kommt einem lieblichen Kind in den Sinn.



Das Segel

Mein Christ, du mußt dich selbst durch Gott vom Schlaf erwecken,
Ermunterst du dich nicht, du bleibst im Traume stecken.

Angelus Silesius: Der Cherubinische Wandersmann



DIE ÜBEREINKUNFT

ICH HOFFE NOCH IMMER AUF DEN NORDEN. Von langen Dünenstegen, über weichen Sand und schimmernde Wellen hinweg sehne ich mich nach schwimmenden Gletschern. Die mildere Ostsee ist mir beschieden. Große Wolken wie selbstbewußte Perlmuttergeschöpfe verkünden mir, den langsamen Nachmittag entlang, den jüngsten Mond. Die Sonne ist die große Liebe und das höchste Opfer. Die Sonne schwärmt, sonst wäre sie kalt und ewig. Sie will sich aufgeben. Aus grenzenloser Liebe wird sie verscheiden. Sie ist an jedem Tag ihre eigne Vorläuferin, denn für uns stirbt sie allabendlich, obschon ihre Wärme noch lange in uns erhalten bleibt.

So kann ich mit dem Abend anfangen. Mit silberner Sichel ernte ich mein letztes Erlebnis. Da steht sie schon am veilchenblauen Himmel. Die sichtbare Sichel. Alle Offenbarung ist unheimliche Schönheit. Und das ist der schönste Augenblick im Monat.

Und dazu das Meer. Der Wind hat seine wundertätigen Arme fallen lassen. Der Atem schaut in Andacht versunken. Alle Segel nahender Fischerbarken sind wie getroffne Reiher tot zusammengeschlafft. Und uns erfaßt unendliches Erwarten.

Doch es kommt die Enttäuschung. Der kindliche Mond bleibt skeptisch.
Das lächelnde Mißtrauen wird sogar bei merklos nachsternender Nacht silbriger. Das aber regt wieder die laue Luft auf. Ein schlauer Windgriff zerrt heftig am Gebüsch. Auch die See merkt etwas davon. Sie ist ja doch vor allen laut begabt. Sie sollte sprechen. Zum Monde. Warum kann der nicht glauben? Hat bloß die Erde das Wort vernommen? Die Ostsee regt sich auf: sie hat den Sturm in alter Hut. Was ist ein Sturm? Der Wunsch, dem Mond des Menschen Wort zu sagen.
In meiner Seele sicheln die Gedanken still dahin. Sie schneiden immerwährend ahnungslose Schöpfungstriebe, unvermutete Glaubensregungen ab. Seht, das ist sieghaft und schmerzlich. Durch dieses unausstehliche Sterben bin ich bewußt. Ich sichle mich im Hirne leibhaftig zusammen. Der heimliche Unglaube ist mein Leib. Wäre ich überzeugt, so wäre ich nicht. In mir offenbart sich die Sonne, über mir entscheiden sich die Sterne, doch daß ich flüchtig und zugleich fühlbar wurde, ist der Mond. Und wir sollen sterben.

*

Nicht die Umstände, sondern die Verheißung: ich kann mit dem nordischen Meer beginnen. Ich

liebe seine rundgeschliffnen, moosbedeckten Granitblöcke, auf denen sich hurtige Seehunde sonnen oder um Neumond tote Matrosen hocken. Denn nunmehr erspäh ich das eigene Ich aus der Vogelschau. Sprungweise mußt ich mich verwirklichen; das Leben ist wie das Buch eines Wahrsagers: alles steht drin, aber so durcheinander gewürfelt, daß wir uns nicht mehr zurechtfinden können. Es bedarf sogar eines Kunstgriffs, damit man sich nachträglich auskenne. Sichtung wäre dabei unzulänglich; dafür haben wir die Eingebung.

Dichtung beginnt auf einem Höhepunkt. Und nun habe ich meine Ostsee und ihren Leuchtturm. Jede geschichtliche Umständlichkeit bleibt abgetan: lebendige Bereitschaft in jeder Lage läßt auf Vollkommenheit schließen. Wer das Leben versteht, kürzt ab, überspringt die Zeit, damit sie verschwinde. Auf einmal liegt, was ich verwirklichen mußte, geformt vor mir. Viel kann ich aus der Vogelschau erkennen: meine Blutwege wurden sichtbar wie die türkischen Schriftzüge blauer Strömungen im grünglitzernden Meere. Geistreiche Einfälle überraschen mich, erfrischende Windsherzen, lustige Luftermunterungen silbern über die Ostsee rhythmisch ineinanderglitzernd dahin. Hat das nächtliche Meer seine Eigenscheinbarkeit? Oh ich weiß, der jüngste Mond ist bloß

zu unsrer Beruhigung da. Wir wollen doch vernünftig bleiben, und es ist uns eine holde Erleichterung, glauben zu können, daß er alle die Lichter und Flammen ansteckt.
Eigentlich ist das Lächeln des Mondes anspruchslos. Vieles wird ihm zugeschrieben, was es gar nicht vollbringt. Er läßt sichs aber gefallen. Er ist einfach da, und wir sollen allerhand von ihm halten.
Mir verkündet der jüngste Mond bei Sonnenuntergang die höchste Schönheit. Mit der spitz zugeschliffnen Silbersichel ernte ich seltne Stunden: dabei habe ich mein In-die-Welt-Blicken begriffen. Einzige Augenblicke werden leibhaftig. In strahlender Eigenart, in deutlichen Abständen sternen sie auf. Mein Dasein hat soeben begonnen.

*

Es gibt auch eine Mondregion der Seele. Sogar eine der ersten Sichelsichtbarkeiten. Treuherzigsein ist nötig. Man braucht sich gar nicht zu versteigen: gutgläubig bleiben, mit Liebe schauen, das genügt. Zuerst wirds nicht ganz gelingen: wer dazukommen wird, hats immer nochmals versucht. Endlich gelangt man in die paradiesische See. Da wogen leuchtend Worte auf. Oder funkeln bloß ihre Schäume? Alles wirbelt empor,

umhalst sich: ein bewegtes Abendmeer. Den träumenden Worten mußt du inbrünstig, leichtfüßig auf Versen nahn. Sie gleichen schmalen Dünenstegen. Am Ende wirst du stehn bleiben. Ein Schwestersteg hält auf gleicher Höhe inne. Hinter dir schließt der Hafen ein ruhiges Bild ab. Wie selbstverständlich sich die beiden Stege reimen. Deine Träume segeln aber weiter hinaus; schöne Vögel träumen dir von draußen zu. Du siehst nach dem Sichelmond. Da steht er. Alles nimmt vernünftig seinen Lauf.
Nun schwebst und schwimmst du draußen in einem Meer von Treuherzigkeit. Glutverwandt umschlingen sich blutjung die Worte. Die volle alte Sprache jagt daher. Du kannst dich aber fassen, und der Sturm tut dir nichts zu leid. Bring eine ganze Flotte von Träumen mit. Um alle Kiele schmiegen sich prachtvolle Reime wie schimmernder Gischt. Hinaus! Hinaus! Immer verwegener. Wenn nur der skeptische Sichelmond sichtbar bleibt, denn sonst ists um deine Segelschiffe getan. Wie Gespenster würden sie herumirren, tummelsüchtig, unwiederbringlich, ihren selbstleuchtenden Willkürlichkeiten überlassen. Ein wenig erkundbares Licht muß dabei sein: die wiedergekommene Mondsichel genügt.

*

Die Mondsichel entscheidet sich für den Vogelflug. Ohne ihr zartes Sich-den-Wellen-Hingeben, ohne ihr leichtes Sich-der-Schaumsee-Entschmiegen hätte es nie ein Aufschweben geben können. Die Sonne vollbringt den Sturm, der Viertelmond gibt Stille, regt aber auch den Segeleinfall an. Wie sich Gischt und Woge kräuselt, so legt sich die Lichtsichel um ihr finsteres Mond-Ich. Aller Gischt meint Möve. Zuerst waren alle Vögel weiß wie Schaum, denn Fliegen ist leichtes Dahinsilbern. Das können wir bloß im Schlaf verstehn. Nicht im Traum, im silbrigen Einschlummern, das der Flut bei Meerleuchten gleicht. Meerleuchten der Seele: also kein weißer Traum, sondern ein seliges Aus-sich-selbst-Emporflimmern. Ohne Vernunft und irdische Wirklichkeit? Die Sichel ist dann bereits untergetaucht. Der Flug in seiner ursprünglichen Vollkommenheit ist stumm. Das Singen haben die Vögel von Blatt und Quelle im Wald gelernt. Gesang ist aber nicht die Weisung des Vogels. Er ist ursprünglich wie die Vernunft: verwirklichte Selbstverständlichkeit. Sein Vorbild ist über uns gezückt: der erwartete jüngste Mond.



DER BERG UND DIE STADT

ALABASTERGESTALTEN, BLOSZE GEBIRGE DER Sorglosigkeit segeln über die Ostsee. In dieser Wolkengemeinschaft ist nichts menschliches: eigentlich enthält sie die Seele des Schwanes. Sucht die Wolke ihr Gebirge? Es gibt aber auch Träume, die perlmutterhaft leuchtend über unsre Schlummerseligkeit dahingleiten: sie sind jedoch nicht wir, sie beschweben uns von außen her. Es gibt aber auch einen Traumberg in uns, meistens bleibt er von Brunststurm, einem Leidenschaftsuchen, von Zorngewittern umrauscht, doch auf einmal, überraschend, offenbart sich seine ewig strahlende Unerschütterlichkeit. Sein Gleichnis findet sich auf Erden.
Plötzlich tauchte es vor mir aus der Ostsee auf. Perlmutterhafte Schleierzüge entzückten sich an der Morgenstille; in weichem Bogen brachte hier und da ein weißer Vogel seine alte Stummheit in die mädchenhaft emporwallenden Nebelhallen. Alles erwachte zu heidnischer Andacht: dann wurde das zarte Gewölk langsam viel durchsichtiger, leichter, schweigsam schwebender, und ein verheißungsvolles Erleuchtetsein perlte überirdisch auf. Buchen, in ihrer wolkenhaften Gesamtheit, ließen ihr Frühlingsgrün durch- und

mitschimmern, handhafte Tauquasten fielen über smaragdübersternte Florgebilde, ein Berg aus Mondflocken schaute mich an: das war mein Traumfelsen.

Das entschleierte Gebirge in der Seele kann uns steil überragen; dort sehn wir es in irdischer Gestalt, wir Wachwandelnden. Blendende Kreidefelsen stürzen sich also über die Ostsee, samtweiche Buchengemeinsamkeiten söhnen uns mit der blendenden Unerbittlichkeit der Kreidenase, als überschleierte Umrahmung, aus.

*

Ich soll das Leben meines Traumes schreiben. Unweigerlich steht er in uns. In einer Welt, in ders Kometen gibt, müssen auch Schwäne zu mir kommen: im Traumberg können sie nisten. Sagenhaft sind sie nicht, denn sie haben keinen Gesang. Sie verweilen in uns, aus Stummheit erheben sie sich, überschweben mich als weiße Gefühle.

Es gibt eine Windrose der Seele. Der perlmutternde Traumberg steht gegen Norden. Von dort kommen auch die schwanhaften Gesichte, die ganz weißen nisten in den Gefrierfernen des Geistes: sie gehn aber die schimmerhaft schlummernde Seele kaum an!

*

Die Gipfel wechseln schnell; doch es bleibt immer der gleiche, unerschütterliche Traum. Ich kann ihn bloß von einer Seite sehn, aber er übergipfelt mich unaufhörlich, denn das ist seine Lebendigkeit. Ein Traumberg ganz aus Mondflocken! Perlmutterhaft anschwellende, erleuchtete Felsseele, warum bist du bloß sichtbar bei bewußtseinspendendem Viertelmond? Vielleicht sehn wir uns ewig und wahrhaftig, nur können wir uns dessen nicht besinnen: wir schauen, aber wissen uns nicht. Der Sichelmond schweift von draußen in uns herüber, an ihn, der uns fremd ist, erinnern wir uns, er gibt uns das Bewußtsein, und es ist ein unverwandtes, ein sterbliches: also ans Sterben müssen wir uns halten.

*

Ich bin in mir so felsensicher, daß ich aus Selbstverständlichkeit zur Welt kommen durfte. Nun kann sich vieles von mir losträumen, in Bewußtheiten entkreisen, als Unermeßlichkeiten davonschwingen, von Gesetzlichkeiten zerfallender Welten wissen: Ich bin. In der Vollkommenheit faltet sich alles geteilte Sein wieder ineinander. In unerhörter Schönheit gesundet die Seele: wir kehren zu unsrer Ursprünglichkeit zurück. Die Vögel sind aber meine Freude, ich habe sie alle

im Schweben unterwiesen. Denn der Flug ist der Mensch; und er drückt seinen Stolz darüber durch seinen Gesang über die Erde aus. Er verschmäht das Dahinfliegen, du kannst sagen: das überläßt er seinen Freudigkeiten. Der Flug des Ganzen hat den Menschen in seiner Mitte festgesetzt, daher umfaßt das Ich die Unendlichkeit: sein Vergnügen hat es aber an den Schwalben und Lerchen, am Adler kann es sich erbauen. Denn der Adler ist des Menschen Kunst. Ohne des Menschen Erbauung gibt es keinen Adler, nur für den Menschen kann der Adler fliegen. Der Mensch aber ist der Flug.

*

Vineta ist einmal unter uns umhergeschwommen, sonst könnte es nicht die schwebende Stadt sein. Vineta fliegt im Traum, folglich ist es endlos, unverletzlich. Ich liebe die Ostsee, die unsre Sagenstadt gewiegt, getragen, wieder eingelullt hat. Die Birken erinnern mich ans Wiegen, die Tannen haben getragen, die Weiden besinnen sich des Einschlafens. Dort lag Vineta. Seitdem Vineta da war, gibt es zahme Schwäne. Als die Schwebestadt aus dem Meere in die Wolken auffliegen wollte, ließ sie die sanft gewordenen Schwäne zur Erinnerung an sie zurück. Einst

zog auch Vineta auf Raub aus, als es aber in der Ostsee eine Heimat gefunden hatte, wurde seine Seele still begabt und schwanenhaft schwermütig. Weil es uns damals traumhaft schien, ist es jetzt wirklich. Im Vinetasee der Seele schwebt es uns, sowie wir uns dort wiederfinden, entgegen. Unverhüllt blickt oft der Viertelmond skeptisch über die erleuchteten Vinetagewässer, denn sonst wüßten wir nichts davon.

* * *

AUSBLICK

ICH HALTE NOCH AM SÜDEN FEST. ER WAR meine Gesundheit. Von breiten Molen im Mittelmeer ist mir der Ausblick zur Sonne gestattet. Schwarzgekleidete Frauen, glutäugig oder verschleiert, begleiten mich gen Tagesuntergang, damit sich Schönheit auftue. Am Abend haben wir das große Atemholen gelernt, am Abend hat uns die Schönheit zuerst angeblickt; ich stehe noch mit offenen Armen auf dem Molo, denn damals war ich dabei.

Der Tagesabbruch scheint vielverheißend, beinahe geberdenreich, der Süden aber ist einfältig: sein Meer eine einzige Treuherzigkeit! Daß überhaupt Menschen Segel aufgerichtet haben, sie gehören doch zu See und Wind!

Was sind Leiber, Menschenleiber? Doch sichtlich greifbar gewordene Beschlüsse, Augen gegen den Himmel zu richten. Wir aber blicken hinaus aufs Meer: das ist unser Eigenwille. Am Abend umarmen sich jedoch Himmel und Meer, die Sonne kommt mild und rosig, beinahe freudig und unscheinbar, zu uns herab, sie wird die Sterne nachziehn; und das ist Schönheit, die erlöst.

*

Es gibt nur selten Kometen, wir tun aber so, als gäb es viele, viele, denn die Welt ist kometenhaft. Fischerboote schleifen schwere Netze in den Hafen, große Segler werden von unzähligen Barken begleitet, Menschen bilden Schwärme um unsichtbare Führer; die Domglocke erdröhnt, und unglaubliche Herden kleiner Glöckchen tönen nach. Die Tauben fliegen als Gesamtheiten auf, die ersten Sterne bringen alle andern mit: es gibt Kometen in der Zeit.

*

Die Segel meiner Sehnsucht fangen an zu beben. Sowie die Sichel sichtbar wird, kann ich mich nach Venedig hinüberträumen. Vorher wäre das Wagestück zu gefährlich. Der Abend ist noch rhythmisch hörbar im Gange, und über meines Leibes Nacktheit hat sich ein Fiebermantel gebreitet. Ich gehöre zum Molo, seit undenklichen Zeiten stand ich da, nun habe ichs erforscht. Noch ist die Sonne zugegen, doch ich fühle schon die Sterne; ein ganzes Sternbild bebt nun dies eine Wissen: ich bin hier.
Goldene Kometenzüge, voll perlmutterblauer Augenblicksmuscheln kommen über See geflimmert. Schnellverzweigte Windgebilde voll von holden Sonnenherzen übersprühen des Meeres

abendliches Großgewoge. Hier um meinen Standpunkt auf dem Damme möchte die aufgeregteste Stunde voll von Tierhaftigkeit und ganz hierweltliche Schönheit werden. Ich spüre keine Brandung: aber meine Segel schlagen wie Aufforderungen an. Möven schweifen geisterhaft durch die gedrängte Flotte, auch sie schlagen oft an die offenen Segel, und Delphine nahen sich dem Hafen, alles, was zu mir gehört, erbebe ich mit großer Spannung.
Abendmeer, gutes ernstes. Mutterhaft gutes. Alle Steine bedeckst du mit Moos, die Dünen behängt dein Geplätscher mit schwerduftendem Tang. Auf jeder Klippe sonnt sich ein weißer Vogel in Purpur und Wärme. Ein freundlicher Wind treibt Segelboote mit langen Silbernetzen, überzittert von opalisierenden Fischtressen, dem heimatlichen Hafen zu, und auf nahen Türmen werden Menschen Kometen anbrennen. Ich fühle bereits die wogsam sorgenden Herzen, die hilfreich spindelnden Hände, die dort drin das gute und wachsame Glanzwunder instand setzen. Wie ein aufgereckter weißer Finger steht ein Leuchtturm in meiner Anwesenheit am Meere. Dieser da bekommt einen riesigen Rubin in seinen goldenen Feuerring. Sowie der Abend ausgeblutet hat, laßt ihn uns schmücken. Dämmerung ist eine

Verheißung, sonst bliebe der Wind aus. Niemals ist gesunde Lustigkeit erlaubter, sonst wären keine Delphine da.

*

Das Meer ist die gute Mutter, denn es macht keine Unterschiede mit den eignen Geschöpfen. Und alle gehören ihr, der einzigen Mutter. Sie liebt und hegt die Fische, die Kinder in ihrem Schoße, sie liebt und sorgt für die Seelen, die Fuß gefaßt haben. Vor allem für uns Menschen, und doch ebenso unerschöpflich für Bäume und Vögel. Wir alle saugen an der Mutter Brüsten, nur die Fische sind noch ungeboren. Wenns Abend wird, kann die Seele an der See gesättigt werden.

*

Ein ungeheuerer Sternschnuppenfall geht über Venedig nieder, als ob es zerstört werden sollte. Die Stadt ist aber ein Traum, wer will ihr da etwas anhaben! Der Silbermond steht sichtbar am Himmel: und so fühle ich mich ganz sicher. Venedig träumt in meinem Traum, oder mein Traum träumt sich in Venedig. Große Barken voll Waisen mit Mandolinen und Spinett schwimmen hinaus in die Lagune und empfangen dafür aus den angesammelten Gondeln kleine Spen-

den. Auch eine Barke mit Taubstummen ist draußen, um die Melodie Venedigs zu schauen. Drei Boote mit blinden Kindern kreuzen um die Insel der Irrsinnigen, um den Traum von Venedig mitzuträumen. Denn da Venedig ein Traum, so ists die einzige Stadt, die ein traumbegabter Blinder sehn kann. Nun strahlt mir ein Kometenkopf entgegen: die Serenade. Das hochbeleuchtete Musikschiff schwärmt mit lampiongeschmückten Gondeln in feurigen Zügen, wundervoll schmiegsam, durch die große Meteornacht. Ich aber schweife ab, es drängt mich in die unheimliche Einsamkeit zwischen verdunkelten Eilanden. Je ferner von den flimmernden Gondelwegen, desto mehr Venedig. Hier, auf offener Inselsee, wird jedoch der Sternschnuppenfall noch viel unweigerlicher. Ich suchte ihn nicht auf, aber seine Großartigkeit erlebe ich nun mit erstaunter Dankbarkeit. Auf einmal taucht die erleuchtete Barke auf. Wunderbare Feuerblüten stürzen vom Himmel. Das nahe Schiff wird eine durchsichtig umherschwirrende Meerblume. Sie zittert lilaweiß. Ihr Spiegelbild im Wasser ist noch flimmernder und beinahe mondhaft deutlich. Ich höre singen: meine Mutter. Die Stimme erkenne ich wohl, sie ist verklärt und doch so bestimmt die Seele meiner Mutter. Da steht sie; blind an den un-

sichtbaren Mast gelehnt, ich erkenns an ihrer Haltung. Sie sieht mich nicht, keine der ganz gebückten Frauengestalten in der Schiffsblume wird mich bemerken. Meine Mutter braucht mich nicht zu fühlen, sie singt unsre Nähe. Sie wollte immer Sängerin werden, das war ihr Traum, nun ist sies, ohne was davon zu wissen. Auf der Lagune von Venedig.



EINSICHT

ICH HATTE EINMAL MEINE SEGELZEIT. DAmals war ich noch ein Knabe. Was ich erlebte, war das Eiland. Der erste Morgen vor Dalmatien, der erste Morgen bei Sizilien! Das Mittelmeer ein Eilandmeer: Griechenland. Ich schaute das Reich des Traumes, wo der Mond nie untergeht, und als seine Wirklichkeit erkannte ich den Ölbaum.

Hellas zeigt sich uns unter leicht über See gewellten Sonnenschleiern, die das Inselreich entirdischen. Allmorgendlich wird Kypris geboren; Griechenland ist die Ewigkeit der frühen Taustunde. Es ist nun wiederum homerisch geworden. Die Ilias ist seine vollendete Leibhaftigkeit. Die großen spätern Geschlechter sind verschleppt worden, die Ilias ist allein heimatlich geblieben. Die Odysee hat heute italische Anmut und wunderreiche Abenteuerlichkeit. Achilles aber herrscht über sein vergeistigtes Vaterland. Kein Olymp, keine platonische Gemeinschaft, bloß Hellas Held lebt in Eilandgewässern.

*

Das sah ich als Knabe eines Morgens vor Dalmatien, und dann fand ichs im Mittelmeer im-

mer wieder. Unser Segelschiff umduftete herrliche Eilandluft, ich flog an den Ginsterküsten meiner Seelenheimat vorbei, das Land habe ich aber nie betreten, und ich kann es doch besitzen, oft träumen seine Inseln in meinen Traum herüber.

*

Eines Morgens stand vor mir, dem Kinde, der Ätna: wir segelten bis nahe an den Feuerberg heran und kreuzten dann gegen den Südwind auf Syrakus zu. Der Ätna ist für mich geblieben, was er im ersten Augenblick war: der Gipfel der Schönheit. Eine silberne Pyramide, die eine ganze Welt in ihre Vollkommenheit emportragen kann, und die ein silbernder Komet, vom Himmel aus, voll Inbrunst küßt und undenklich leicht in der Schwebe hält. Das ist der Ätna mit seiner Rauchwolke. Ähnlich ist überhaupt das Sinnbild jedes Nebelgebirges zu schauen, doch der Himmelberg Sizilien bleibt in seiner morgenhaften Einfachheit aller Berge ewiges Wahrzeichen.

*

Einmal begab sichs, viel später, daß ich in Syrakus das Land betrat. Schwermütig umfing mich das griechische Theater. Vom Ätna konnte ich dort bloß den Schneegipfel erspähn. Die Stadt

sagte mir das eigne Trauerspiel; sie gab mir ein: Nur vom Theater wirst du es gewahren. Syrakus ist gestorben, doch weit verstreut in der Unterwelt seiner Steinbrüche verjüngt sich mit grünender Freudigkeit, überblüht sich seine abgeschiedne Seele noch immer mütterlich und zugleich brauthaft mild und keusch. Steigen von dort Chöre Toter empor? Wie sollt ichs wissen: das Land ist kahl geworden und hadert ohnmächtig mit Wind und Sonne. Schutzlos bliebs den ursprünglichsten Mächten ausgeliefert. Hier schaust du das Schicksal einer Landschaft. Die Quellen mußten verdursten, damit der Mensch frei werde, die heiligen Bäume mußten ersticken, damit der Mensch eigenmächtig werde. Als der tiefste Brunnen versagte, da wurde der Mann sprachbegabt. Als keine Früchte mehr die Staubwege der jüngsten Wüste überschütteten, da kam das Weib des Sohnes nieder. Der Wald schüttelte seine Geister ab, und Greise kamen in Scharen zur Stadt, um einen Helden zu schützen, und sie warnten unterwegs ihren eigenen König. Das Trauerspiel begann bei einfallender Dämmerung. Greisinnen begannen Unheil zu schauen, und sie klagten. Die ewigen Kinder, unsre lieben Sterne, lächelten einfältig und gläubig zu den Menschen hernieder.

Heute überdauern uns noch die Zypressen von Syrakus, in stummen Gemeinschaften leben sie noch in den altertümlichen Steinbrüchen; zu uns Menschen gelangen sie aber nicht mehr. Wer bestimmt unser Schicksal? Ich kann es nicht wissen: lenken wir uns selber? Es soll sich der Herr auf uns, nicht wir auf ihn verlassen.
Die Sichel wird zwischen lieblichen Abendschleiern deutlich sichtbar.

*

Die Segel trugen mich immer wieder fort vom Ätna. So kam ich oft in eine Bucht, wo Knaben am Strand im Schutz breitüberhängender Brotbäume badeten, denn der Tag stand groß am Himmel. Während ich die Segel einzog, wogte mein Boot hochschäumend bis an die Landungsklippe. Rasch setzte ich auf den Felsen und befand mich schon auf einem Eiland.
Alte Grotten funkelten mir zu Häupten. Sie schienen aus Bronze oder echtem Gold zu sein, so wunderbar dunkel und leuchtend war das Gestein geworden. Moose, wirkliche Moose, wie ich sie noch niemals sah, rankten sich in prachtvoller Verkettung wie edler Metallrost über die Schimmerwände empor. Spiegellichter des Meeres verlebendigten mit diamantner Hel-

ligkeit die steilen Bergeingänge. Als ich näher zusah, entdeckte ich aber auch Eidechsen, die beim Flimmergeschehn mitfunkelten. Sie bewegten sich so seltsam, als ob sie künstlich, gar kostbare Schmelzarbeit eines Goldschmiedes, mit feinstem Gehwerk, wären. Ich trat ein, es war die größte Grotte. Tropfsteine und ganz neue Tiere, wie Herzen oder Sterne, erzählten mir von ihrer innersten Gotik. Ich aber suchte weiter, ich wollte den Einsiedler finden, endlich kam ich zu mir. Der Traum war meine Wirklichkeit geworden. In der Seele fand ich jedes Eiland, dem ich nachsinnen wollte, in seiner alten Vollkommenheit, auf sich beschränkt, in sich abgeschlossen. Meine große Sehnsucht hatte ihre Flotte von Segelschiffen langsam fertig gebaut. Mir gehört die Insel der Ungestörten. Die Schönheit zieht als Schwan hinaus, zur Abschiedssonne. Der Sichelmond erglimmt, so kann ich wieder segeln.

* * *

BERUHIGUNG

ZWISCHEN RÜGEN UND SIZILIEN HABE ICH AN vielen Küsten angelegt. Nach Westen blickte ich aus der Bretagne. Die Segelfahrten waren kühn, stille stand der Traum.

Auf den Granitfelsen des letzten Frankreichs stauen sich die frühen Gläubigkeiten Europas. Die wahnhafte Wallfahrt Asiens steht am Meer. Denn es gibt eine gemeinsame alte Erde, die unsre, und ein altes Meer, das Wassergrab von Atlantis. Das Mittelmeer haben die drei Weltteile miteinander eingenommen, nun gehört es den Menschen; auf dem Urmeer ward es Licht, auf dem Mittelmeer ward es Geist. Die Ostsee zu erbringen, war ein großer Flottenversuch, er scheiterte. Noch kann man das Wrack des Admiralschiffs vor Danzig gewahren; die letzte Korvette, die Segel für den Wind bereit hält, liegt vor Königsberg. Hoch oben rüstet man in einer Werft.

Europa, nun aber bleibst du allein vor dem Ozean mit Ebbe und Flut. Ein anderes Träumen muß da anfangen; die Granitfelsen der Bretagne wanken erschreckt zurück und retten sich die ferne Keltenherrlichkeit. Die Seele Frankreich bückt sich darüber hinweg und blickt klaren Auges

auf das Nahe: und da wird das Wesen des Westens.

*

Hochsommerlich bluten Kirschbäume bis hinunter zum pflaumenblauen Meer. Vor den strohgedeckten Bauernhäusern haben Malvenkerzen froh ihre rosa Blüten angesteckt; in den Himbeerzäunen lachen und singen kleine Blondköpfe mit blutroten Fingerchen; bunte Hennen scharren mit dickem Purpurkamm zwischen Klee und Stachelbeerstauden herum; und an den frischgeweißten Wänden des Hauses ranken sich Johannisbeerreben in voller Obstherrlichkeit empor. In einer sonnigen Ecke möchte ich mein Verträumtsein beschwichtigen.
Trüffeln gedeihn im Kastaniengehölz, und Morcheln erwachsen die Wiese entlang bis zu den lieblich silbernen Austerngestaden in der sonnigen Ginsterbucht. Hochrote Granitrecken stehn mit Moospantoffeln im Seerosensumpf, und wundervolle Büsche wilder Rosen beglücken die alten Stranddünen; ich träume die geliebte Bretagne.

*

Granitland, ich will mich ganz gern zu dir hinbücken: zwischen Felsenklippen erkenne ich

wunderliebliche Pflanzengemeinden. Riesendisteln, wie Kandelaber auf einem östlichen Heiligtum, haben soeben ihre zweiwöchige Flamme rot angeblüht. Leise beschatten ihre stachligen Blätter grüne Klettersterne mit sehr tiefen Wurzeln im Sande, die nur in großer Zahl beieinander auf dem Boden kleben können. Sie aber halten gerade den Pflanzenstaat zusammen, während Efeugewinde als wuchernde Grenzen noch Strohblumen und allerhand Strandkraut in die Gemeinschaft des kleinen Reiches miteinbeziehn. Kohlweißlinge sind seine Götterchen. In der Nähe verstecken Möven ihr Nest.
Durch eine junge Forstanlage, voll von Blaubeeren, bummelt sichs rasch bis zu einer Quelle. Erdbeergeruch verkündet ein nahes Cyklamenländchen: einen Augenblick herrscht ein feuchter Duft. Aber schon bemerke ich zwischen Efeugrenzen einen andern Kleinstaat von Butterblumen, Gänseblümchen, einen Aaronstab und allerhand grünen oder goldnen Moosen. Darüber gebückt grüßt uns ein üppiges Hagebuttengeheck, und ein Hollunderbusch duftet bis herüber.
Hier ist eine große Schnecke der Gott, und im Frühling schlägt in dieser Eingeschiedenheit eine Nachtigall.

*

Armes Land, ich seh deine Fischerdörfer bei Windstille. In der Bucht lungern die Barken, ruhig beharren Ulmen beim Kreuzweg, und noch viel sanfter steigt Rauch aus Schornsteinen. Wie hochstämmige Bäume mit gewaltiger Laubkrone steht so ein Wald aus Qualm über strohgedeckten Dächern. Ein Traum von Wald, ein Wald von Träumen. Im Westen ist es dunstig, auch bei gutem Wetter; das Meer bleibt ruheloses Silber. Hat der Ginster einmal ausgeblüht, so überhaucht die Granitgestade bloß der Geruch von Algen, besonders bei Ebbe.

*

Welches Volk wird die Flut an sein Herz pressen, seine Seele mit der Ebbe entlassen, hinaussenden zu einem andern Volk, das eine Flut ans Herz preßt! Ozean, deine Geschichte hat noch nicht begonnen.
Zweimal am Tage gibst du uns die Aufgabe, dich herbeizuholen, das ist bei Flut; zweimal am Tage stellst du uns die Frage, wie dir in die Unendlichkeit zu folgen, das ist bei Ebbe. Ozean, du mußt warten.

*

Ihr armen Bretonen wartet. Die fremde Lehre vom Heil hat euch berauscht, der Gesang von

Freiheit euch betroffen; die Druiden leben aber noch, und eure Fischer segeln immer wieder bis nach Island; die Beute bleibt oft aus, das Meer trägt jedoch jährlich seine Opfer in die Tiefe, doch bröckeln keine Felsen ab, damit ein neuer Flug gelinge.

*

Granitland, ich seh dich bei Weststurm. Mächtige Gischtarme flehn empor: Geister, springt in das Schaumgrab! Furchtbares Felsengewirr, gib dich auf! Schreckensgespenster, stürzt in den schaumhaften Wirbel, entsetzliches Heidengesetz, geh zugrunde!
Europa, granitgepanzertes Europa, du stehst da. Unbeirrbar festigst du geistige Erbschaft. Gräber von Sehern, heilige Hügel wachen im Westen.

*

Granitland, ich schau dich bei Ostwind. Träumereien, wie wildes Geflügel, Kundgebungen, wie Fledermäuse, jagen heran; der Landwind, der sie herbeifegt, bleibt aber leise dahinter, selten wuchtet er ruckweis, immer weht er beständig. Wärest du nicht, Granitland, so könnt er ungestört über See ziehn, hier aber hört er bald auf, verflüchtigt sich über der Heide, verästelt sich

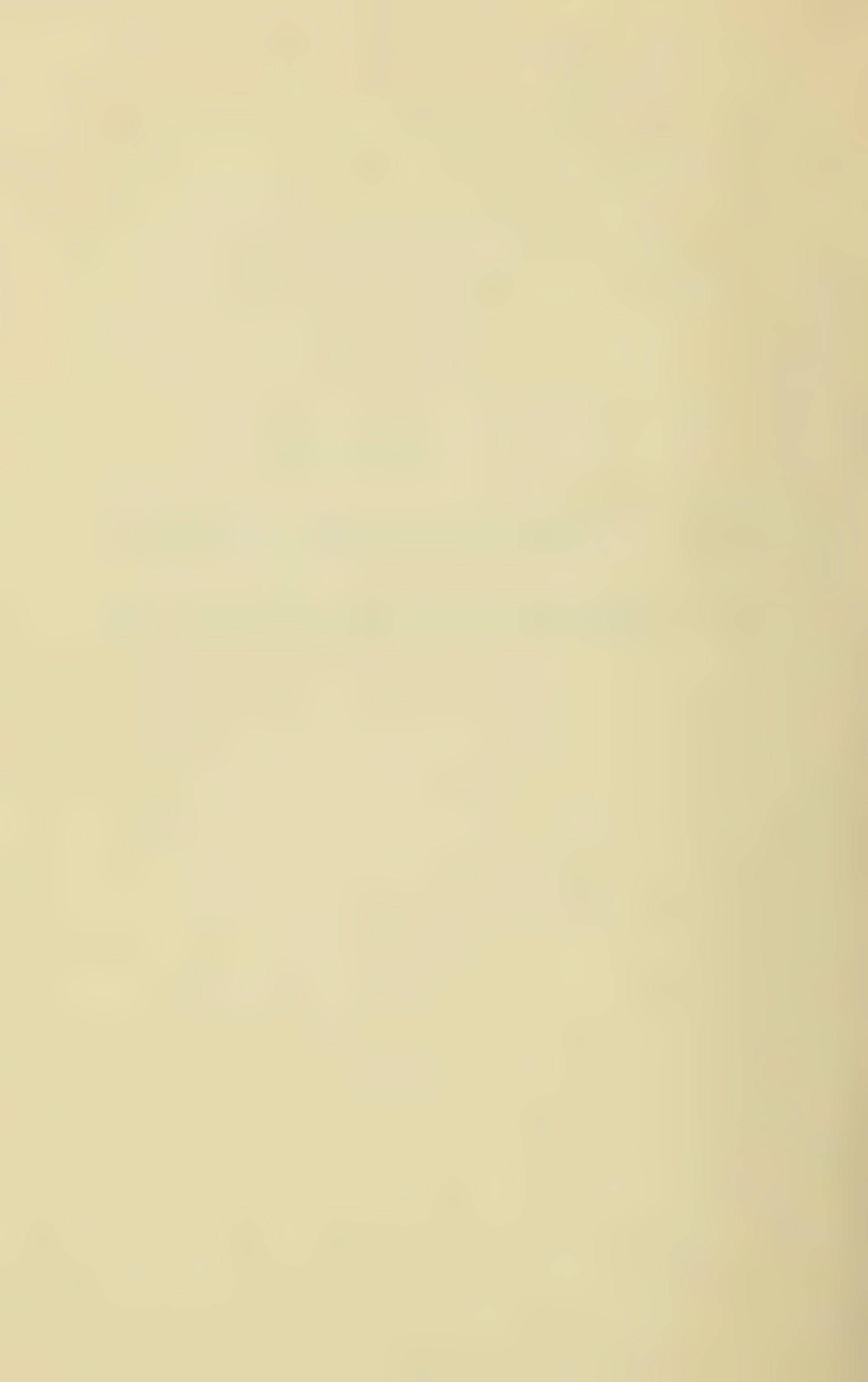
leicht im Gehölz, und das Weltmeer ebbt, wie entsetzt, in sich selber zurück. Der Seineatem wird das Granitgestade kaum erreichen. Männer aus Stein gehn ihrem Fischergewerbe voll Mut nach. Bei Ostwind fahren sie aus; der Weststurm bringt sie zurück, bis hinein in die heimischen Buchten. Der Granit von Europa ist nie zu bezwingen.

* * *

Das Rad

Nichts ist, was sich bewegt, du selber bist das Rad,
Das auf dich selbsten läuft und keine Ruhe hat.

Angelus Silesius: Der Cherubinische Wandersmann



DER UMSCHWUNG

ICH HÖRE EIN DENGELN VON SENSEN. DIE Ernte wird eingebracht; auch ich bin froh dabei. Schon bringen große Fuhrwerke das Getreide in die Scheunen. Strohblonde Kinder hocken droben und jauchzen. Wiederum ist die Champagne goldig geworden, und die letzte Sonne umflimmert die Reben im ersten Herbsttau; auch die sollen voll von Gold werden. Die Räder der Leiterwagen sind daher mit eisernen Ringen beschlagen und gesichert. Wie Sicheln fahren sie auf einen zu; auch sie ernten ein: die Strecke. Sichtbar besiegen sie Entfernungen.
Bei Vollmond gibts ein Erntefest. Allerhand Gelegenheitsarbeiter sind zusammengeströmt; bald werden sie aber wieder davon sein, um dann aber zur Weinlese nochmals aufzutauchen. Gauklerwagen stehn inmitten der Pappelallee und erschweren den Verkehr. Hunde bellen mehr als sonst; alle Tiere sind aufgeregt, die Gänse in einemfort im Wege, sie werden mit Geschnatter hin und her gescheucht und magern ab. Irgendwo ist eine Sau ausgekommen, und Kinder fangen mit ihr eine Gelegenheitshetze an. Von hochroten, ziemlich angetrunknen Kerlen wird Apfelwein aus Kellern in Bottiche hervorgepumpt,

um auf Karren hinauszuschwanken zu Knechten, Mägden, Landstreichern und allem, was mithilft. Solch ungewöhnliche Aufregung tut dem Dorf wohl.

*

Der Vollmond geht soeben auf; das Fest kann seinen Lauf nehmen. Eine Drehorgel: einige Paare fangen an zu tanzen. Nun erschallt eine Stimme, die Zirkus ankündigt; die Leute rücken rings um einen leeren Kreis von eineinander. Zwischen zwei Bäumen wurde ein Seil gespannt: eine rosa Jungfrau mit Seidenblume und Silberähren im Haare geht drauf mit einem Riesensonnenschirm spazieren. Ein Affe in roter Hose mit Soldatenmütze springt auf die Drehorgel, und ein Clown mit Mehlgesicht und Silbersonne auf den Pluderhosen schlägt Purzelbäume. Der Mondschein blaut durch die Blätter auf lauter lachende Gesichter.
Rote, kugelrunde Lampions beleuchten einen Schanktisch. Große Fässer Apfelwein stehn im Umkreis. Wassermelonen aus dem Süden werden in schönen rosa Scheiben feilgeboten; man schlürft die Frucht beinahe ein, so zuckerig und schaumig schmeckt sie. Auch der Apfelwein mundet ausgezeichnet; aber die meisten denken ans Tanzen:

wenn doch die Zirkusgeschichte endlich ihr Ende nähme! Ein dicker Papierballon mit entzündetem Schwamm hat sich gut erhitzt und schaukelt nun über Köpfe und Laubkronen hinweg in die fast windstille Mondnacht.
Nur wenige haben ihn bemerkt, und ein paar Kinder verfolgen ihn mit den Blicken.

*

Eine geschminkte Dame mit einer lebendigen Riesenschlange um den Hals und über die Schultern zeigt sich dem Publikum. Sie schleppt gewissermaßen das letzte Zirkusende mit sich fort und bringts handgreiflich um den Schanktisch jedem einzelnen dar. Man darfs eigenhändig befühlen. Ein paar Landmädchen erschrecken vor der Schlange und laufen davon; unternehmende Burschen ihnen nach.
Es soll aber noch einen Ball geben. Die Musik ist nun einmal bestellt und zur Stelle: zwei Geigen und ein Cello. Heftig-lila Azetylenlichter verstärken die purpurne Lampionsbeleuchtung, und der Tanz ist schon im Gange: die Paare kugeln sich in der Vertikalen.

*

Wenn nicht Geschlecht und Lust einmal zu oberst und der Verstand mit seinem Kopf zu unterst zu

stehn kommen, so kann die Welt nicht weiter fortrollen. Ihr Schnitter und Säemänner seid eben dabei, die Erde im Geleise zu erhalten. Die Mägde sind auch gern dabei und hoch erfreut, sie finden die Weltordnung ausgezeichnet. Gesetze und Weltgründe, um die sich Seher und Späher nächtelang abquälen, sind immer sprungbereit, um im Bewustsein aufgenommen, durchgefühlt zu werden; man muß nur wissen, wies richtig angepackt wird, damit sie forsch ins Lebendige eingebracht werden. Was so ein lachendes Mädchen doch alles von der Mondvollkommenheit weiß!

*

Wundervolle Champagne, die Fruchtbarkeit gärt in deinen Ähren, und es ist ein großer Sternschnuppentag. Die Stunden wurden nämlich umgekehrt, die Nacht hat man zum Tag gemacht. Der Apfelwein ist auf das Feld zurückgekehrt, die jungen Leute kriegen kugelrunde Räusche. Sie purzeln ja beim Stehn; nun, so bleiben sie viel lieber gleich beisammen liegen. Wenn dann die Sonne aufkommt, können sies ja gut verschlafen. Alles, was Nacht ist, bleibt wach: es gab noch nie ein besseres Erntejahr und auch noch keinen solchen Sternschnuppenregen. Die Nacht

ist warm. Der Wein kann froh gedeihn, doch schenken Sterne, die erst spät heraufziehn, eine unerwünschte Kühle. Das Gras wird naß: das kann nichts tun, ein guter Rausch hält sich die jungen Menschen bis zur Wiederkunft der Sonne heiß und glücklich.

* * *

AUSFAHRT

IST DENN PARIS UNERSCHÖPFLICH AN FUHRwerk? Aus allen Straßen läppert sichs seit einer Stunde zusammen. Die Omnibusse, vollbesetzt, mit großen Reklamebuchstaben und buntgeputzten Menschen auf dem Dach, kommen Droschken unaufhörlich in die Quere. Wie sich die armen Klepper mühn: hin und her gerüttelt werden Kutscher, Vorbeigehende und Insassen. Auch die grauen Staubschlangen der Automobile keilen sich, große Aufregung hervorrufend, zwischen vierfache Wagenreihen, denn was nur irgendwie über Räder verfügen kann, setzt sich zur selben Tageszeit in gleicher Richtung in Bewegung. Zum Triumphbogen gehts zuerst empor und dann hinunter zur großen Rennbahn. Unterirdisch läufts genau so. Elektrisierte Züge stürzen sich auf ihre Gleise und vertilgen Entfernungen. Rastlos tost der Wahnwitz des Großverkehrs. Oben beim Triumphbogen füllen sich unterm Boden mit einander verbundne Schraubengänge, elektrisch übersichtlich beleuchtete Labyrinthe, voll mit Menschen. Plötzlich entwimmeln ihnen schwarze Kometen, lauter Pariser, und begeben sich sofort in die Richtung der dunkeln Droschkenraketen. Lebendige Spiralen, alles Leute,

nehmen im Nu den runden Sportplatz für sich in Anspruch: das Rad verrückt soeben das körperlich Bewegbare in der Großstadt in der entgegengesetzten Richtung der Achsenbewegung der Erde.

*

Die Menschen graben sich immer häufiger in eine Unterwelt ein. Vor allem die Bergarbeiter, überhaupt alle gewerblichen Grubenbeschreiter, schließlich der Weltstädter. Dämmerhaft rast es im Bodengekröse seinem Ziel zu: der Dämon muß verschwinden. So gewöhnt man sich nämlich leibhaftig an seinen Traumschacht: langsam wird er alle Schrecken verlieren. Wie ein Riesenkeil aus durchsichtigem Metall stürzt sich der Raum in der Tiefbahn auf den im verglasten Zug Dahinsausenden. Zuerst der Eindruck unweigerlicher Grausamkeit, endlich die Gewißheit, daß Geist über uns hereinbrechen muß. Noch schaudert einem davor. Daß man sich an das täglich Ereignisreiche rasch gewöhnt, bleibt unheimlich. So wird aber Gewohnheit ein mächtiger Trumpf des erobernden Gewissens.

*

Überall blitzts auf. Die Sterne werden nicht scheinen; die Stadt macht sichs in jeder Nacht

so hell, wies dereinst bei Vollmond war. Gutmütig gelaunte Droschken schlenkern daher; ihre Geschwindigkeit hat nichts Betörendes. Das geht wirklich beruhigend gleichgültig zu, immer noch ein Wagen hinterm andern; obs vom Rennplatz kommt oder zum Theater geht, Paris hats genau so eilig, wies eine Droschke leisten kann. Doch nie kommt man zu spät. Automobile schnarren mit einem gewissen Mutwillen durch die Allee; sind sie aber einmal vorbei, so geht gleich nur das allabendliche Droschkengeklapper an den Ohren des Parisers vorbei; unaufhörlich, unweigerlich immer dasselbe. Dieses Tempo besagt, du sollst dich gewöhnen, du wirst dich gewöhnen, du kannst dich gewöhnen, du mußt dich gewöhnen, du hast dich gewöhnt. Schließlich befindet sich, wer eine Droschke nahm, doch am Ziel, sei es nun zu Hause, im Theater, im Paris bei Lärm.

*

Dem Eiffelturm hat man sein Licht ausgeblasen, dafür dreht sich allabendlich ein schwarzer Kranz mit leuchtenden Früchten um Paris: das Riesenrad. Das ringsum sichtbare Zeichen prahlt: in Paris gibts unausgesetzt Jahrmarkt! Entweder zu Füßen des Rades oder auf der Esplanade oder

in irgendeinem alten Vororte, irgendwo gehn die Ringelspiele im Kreis herum. Ladenschwengel mit flammender Krawatte spreizen ihre Beine über einer rosalackierten Holzsau. Aufgeputzte Mamsellen schaukeln in versilberter Muschel mit blitzender Spiegelaufmachung und bunter Papierblumenbekränzung zwischen den berittnen Schweinen rund herum. So gehts ganze Alleen lang, so dröhnts Hügel auf, Hügel ab, eine Nacht wie die andre. Tätowierte Frauen laden vor ihren Gekreischbuden zum Bauchtanz, den sie eigenhändig aufführen werden, ein. Brüllende Tigerbändiger fordern zum Schauspiel mit brennenden Reifen und hindurchspringenden Bestien auf. Noch viel anderes und sehr Ausschreiungswürdiges gibts zu sehen, wenn in Paris Jahrmarkt ist, einmal im Jahr in jeder großen Vorstadt.

Soeben macht sich die Volkstümlichkeit sogar im Westen, im Viertel hinterm Triumphbogen breit. Hier draußen erscheint auch, so gewissermaßen zum Scherz, die bessere Gesellschaft und die mittlere Halbwelt beim Fest. Wie das heut Abend von schamlos falschen Edelsteinen, Geschmeiden für entblößtes elektrisches Licht herumäugt, gleißt, blitzt und bei der Jahrmarktflimmerigkeit mittut! Wer nicht in der Bunt-

schimmerei hektisch aussehn will, hat Schminke nötig. Junge Damen mit hochroten Zuckermündern pfeffern in Schießbuden auf pendelnde Porzellanschalen, auf Kindergeschirr, Puppen in fremdländischer Uniform und allerhand baumelnde Holztiere unentwegt drauf los. Das geschieht alles mit größter Unbefangenheit, und auch die Herren sind ganz natürlich und unbefangen beim Spaß dabei.
Mondlandschaft mit mechanisch bewegten Schattenfiguren: ein schlecht aufgenommenes Kinobild. Es dient als Reklame für ein Flohtheater. Die Melba singt: ein ausgezeichnetes Gramophon! Soll aber bloß auf ein Aquarium mit echtem Urinocowasser und richtigen Krokodilen vom Viktoria- und Albertsee aufmerksam machen.
Ich entdecke für mich das Spiegellabyrinth im Innern einer Moschee aus Pappdeckel.

*

Das Labyrinth zerspiegelt mich; mein Raumgefühl ist weggeblendet, dafür drängt sich die Wahrnehmung der Dauer sehr nervös auf. Immer hörbarer hämmert das Herz, immer eiliger. Ich komm nicht fort: erfaßt mich Schrecken? Wenn ich nur nach oben hinaus könnte! Also Schweben unmöglich; wenn ich aber träumte, dann

müßt es doch gelingen! Nun, ich beherrsche mich: der folgende Gedankengang Bergsons wird mir klar: Tiere haben kein Raumgefühl wie wir, ihr Instinkt nimmt Verschiedenheiten um sich auf, zu einer Vereinheitlichung sind sie unfähig, und darum stürzen sich Wandervögel dem Geruch nach auf ihre Richtung. Irgendwo komme ich nicht herum: ich habe soeben die Windrose der Seele verloren. Ich kann mich aber fassen, und dabei weiß ich im voraus: wenn ich ablebe, wird mich der Instinkt in die Richtung meines Weiterlebens werfen: sein Klarermachen ist mein irdisches Dahingehn. Wie der Same seine Blüte, so findet auch die Seele dereinst ihre Schwebefreiheit, um zu weitern Leichtigkeiten hinan zu geistern. Menschlich ausgedrückt heißt das Bild: Schwerpunkt zu sich beim Sturz nach oben.

*

Das Spiegellabyrinth war ein panisches Erlebnis. Ich komme wohl endlich vom Fleck, doch nun gehts in die Umsturzkammer. Wir stehn auf dem Kopf; man geht mit den Füßen nach oben; auch die Hände hängen nach oben herunter, und das ist das Unheimlichste. Unzählige Menschen sinds, alles unsre Antipoden: da bin ich, ich zehnmal, immer wieder ich, vielleicht

ich allein! Diese unaufhörlichen Ichs! Wie pack ich mich in meiner Einzigkeit? Ist das überhaupt noch Spiegelei? Wär ich am Ende gestorben, soeben im Labyrinth: und nun komme ich in die Hölle! Meine Strafe: der eigne Antipode, zehnmal der eigne Doppelgänger. Fort, hinaus von hier!

*

Vor mir steht ein Rad. Eigentlich eine Trommel. Drin ist ein Zimmer, wohl eingerichtet, Menschen dürfens betreten, und alles dreht sich rund herum. Ich kann nicht hinein, ich höre schon von draußen, wie Leutchen drin herumquietschen. Quietschen ist so halb Wimmern, halb Lachen. Also ein andrer Höllenscherz, dieser drehbare Riesenbauch aus Holz, oder vielleicht ein Scherz über die Hölle oder sogar, ohne daß mans ahnte, eine Verspottung des Umsturzes. Wer ist eigentlich Umstürzler? Immer der, für den tierhafte Mitgaben im Menschen vor unsre geistige Begabung gehn. Die Hölle wäre somit das Rad, wo der Kopf wirklich nach unten zu stehn kommt, wo der Unberufne, der Ungeborne herrscht: Hölle ist auch aufgewirbelter Staub.

*

Looping the loop! Ein metaphysisches Kolossalpanorama: Todessturz, Höllenpfuhl, Auferstehung, alles eine Schleifenfahrt. Soeben gehts los: mit Schreien beginnts. (Wir hören meistens den Todesschrei nicht, da er bereits drüben gellt, genau so wie bei uns der Geburtsschrei.) Mächtig stürzen die Wesen in sich zusammen, (der Tod ereignet sich immer zu gleicher Zeit in einer Unmenge) haltlos sind dabei die meisten, zumal die Toten, die weiblich waren; durch Angstketten hängen sie noch aneinander, doch schon verwirklichen sie den Höllenbrei, sie sind bereits das Nichts. Ihr Kopfüber nähert sie jedoch abermals der Erde, die Wucht des allgemeinen Sterbenssturzes wirkt fort; bevor sie ganz vergangen sind, schießen sie wieder nach oben, aufwärts mit der Schleife, kunterbunt durch einandergegerüttelt sind sie wieder da. Sozusagen aufrecht. Bei uns. Hier kommt man betäubt, gedächtnisschwach zu sich.

*

Wird die Hölle aufgeräumt? Könnten wir uns sonst so einen Teufelsspott erlauben? Soll der Mensch sich an den Todessturz gewöhnen? Warum machen wir lachend die Schrecken des Schlundsprunges mit? Wie ists, spielen wir mit

der Angst oder spielt die Angst mit uns? Vielleicht überwinden wir dabei das Kopfüber.
Überall gibts Rutschbahnen, Höllenschleifen, Karusselkarawanen; es lebt noch immer der alte Wiener Wurstelprater. Amerika erfindet uns tagtäglich neue Sturzabenteuer, Leiber-Niagaras. Wer täte da nicht mit, so weit es moderne Menschen gibt! Ganz unheimlich, man hat die Hölle des verrollenden Raumbesitzes „Lunapark" getauft.

*

Das Fest geht zu Ende. Vor einem Zirkus steht ein Dutzend buntscheckiger Menschen, beiderlei Geschlechts und verschiedenen Kalibers, der Größe nach, auf den Händen mit dem Kopf nach unten und grüßt mit den Füßen. Dabei werden wir für morgen ganz speziell in den Zirkus eingeladen. Das Kopfüber ist das Komische; das Rad in uns bringt uns zum Lachen.

* * *

AUFENTHALT

AUF DEM MONTMARTRE MALEN ZWEI MÜHlen, die eine ist rot und hat ein rotes Rad, die andre gelb und hat ein gelbes Rad. Dort hinauf gefällt sich gelegentlich auch der Jahrmarkt; da er jedoch aus andern Vorstädten stammt, so gefällt er sich eigentlich nicht am selbstbewußten Zweimühlenberg. Denn gerade die Windmühlen wollen, daß sich ihre rot oder gelb beglühten Riesenflügel ungestört und rings bemerkt drehn können, sichtbar den ganzen eignen Boulevard entlang, und auch noch unten sofort kenntlich in den neidischen Nachbarvierteln, ja sogar drüben noch wahrnehmbar beim befreundeten Riesenrad hinterm Eiffelturm.

Hier gibts Cabarets, wo man sich geistreich über Himmel und Hölle lustig macht. Und zwar über die unsern, nicht die Offenbachschen! Schließlich ists einer der vielen lustigen Versuche, den Karneval zu ersetzen und endlich ganz unbrauchbar zu machen. Die Sittenverwaltungsbeflissnen der Christenheit hatten nichts dagegen, wenn sich Gläubige zu gewissen Zeiten einfach auf den Kopf stellten; heute wird so etwas immer mehr nur an bestimmten Orten gestattet. Ein bißchen harmlose Blasphemie schlüpft immer noch unten

durch, trotz unsrer freien Zeitläufte; den letzten Verärgerten tut sie ein wenig wohl, und wie könnte sie der Gesamtheit weiter schaden?
Auch der Montmartre erlebt sein frühes Ende; vorläufig auf dem Montmartre, oder sagen wir, er wandert aus. Irgendwo wird er schon noch in veränderter Aufmachung aufkommen; vielleicht in San Franzisko oder in Shanghai? In diesem Augenblick ist er aber noch der Tummelplatz für die Ausgelassenheit der vielen Kleinstädte, die miteinander unser einziges Paris ausmachen.

*

Das Theater geht bereits auf dem Boulevard an: Souffleur rechts, Souffleur links, der Tadellose in der Mitte. Wenn jemand einen Buckel oder zum Beispiel bloß ein ausgequollnes Auge hat, so daß er nicht irgendwo drin, wie ers gerne möchte, etwas mitzutun bekommt, so versucht ers immer noch auf der Straße, ob Sonnenschein, ob Regen. Die unzähligen Theater haben alle ihr Café, mit dem sie eigentlich eins sind. Draußen in den blitzblanken Räumlichkeiten mit Riesenspiegeln und Marmortischchen, ja sogar auf dem Boulevard bei Mond und Sternen, erquicken sich und rauchen in den Pausen die Zuschauer. Drinnen,

das heißt, wo die Logen, das Parkett, die Bühne sind, werden Limonaden und Tabak feilgeboten, Zeitungen ausgeschrien; und selbst während der Vorstellung trinkt der brave Pariser sein Bier oder nimmt eingelegte Kirschen und Kaffee zu sich. Häufig wird auch während des Dramas oder der Luftgymnastik geraucht. Kurz, ein Untereinander, das leicht zum Kopfüber wird.
Die Herrschenden in diesen Stücken sind eigentlich die Lebedamen. Am Tage gelten auch die Künstler des Viertels etwas, nachts sind aber gerade sie den Schönen des nachgiebigen Geschlechts untertan. Bei den Damen, meistens draußen in einer eingeglasten Terrasse, benimmt sich alles ganz gewohnheitsmäßig und somit am besten. Man traktiert einander mit köstlichen Getränken, Champagner, Südweinen und ausgesucht feinen Likören. Absinth bleibt das bevorzugte Elixir der jung Vergifteten, der Sonderlinge und raffiniert Genußsüchtigen. Bei elektrischem Licht schimmert seine Farbe namenlos unheimlich.
In den verqualmten Sälen spielen Zigeuner; bei den Geigern überperlen sich Kopf und Hände mit Schweiß, dem Zembalisten sternen geradezu die falschen Diamanten von der Stirn. Er kann sich nicht erholen, er darf sich nicht erholen: er muß spielen. Unaufhörlich, unaufhaltsam! In den

Pausen kommen noch die Raucher aus dem Theater hinzu.
Dort drin im Zigarettennebel bei den spielenden Zigeunern, beim klimpernden Zembalisten halten sich die ältlichen Koketten am liebsten auf. Sie brauchen Musik, fortwährende Musik, um in der Stimmung zu bleiben, die Stimmung aufrecht zu halten. Plötzlich aber stürzt eine hinaus in frischere Zugluft, damit ihr nicht zur Überraschung Rubinen von Mund und Wange fallen. Die Damen nähren sich von Naschwerk und süßen Schnäpsen: Zigaretten sind das Allerweltmittel, erprobt gegen Hunger, Schläfrigkeit und Zahnweh.
Mitternacht ist die Stunde der gebackenen Kartoffelscheibchen. Pommes frites, recht ausgiebig gesalzen, regen Durst an. Alles knuspert dran herum und bestellt sehr bald Getränke. Auch die verschmähten Schönen kriegen unwiderstehlichen Durst und dazu den Mut, sich auszusprechen. Übrigens ists nun allmählich auch ihre Stunde.
Die Theater gehn eins nach dem andern zu Ende. Da wirds aber in den Lokalen noch lauter und lustiger. Der Augenblick, da der Schwerpunkt der Seele, wie ein Gewicht in den Schichten des Schlafes zu versinken pflegt, ist da. Auch bei den

tapfer Wachgebliebenen macht sich Duslichkeit bemerkbar. Blicke pendeln, ja schielen sogar hin und her. Plötzlich verglasen sie und bleiben an ihrem Bestechungsgegenstand hangen. Dieser, oder sagen wir diese, lächelt. Es ist eine Dame. Jetzt kommt sogar der Kellner mit Salzoliven, Krabben und Krebsen, für die besten Kunden bringt er Hummer. Kinder von der Straße verkaufen Knackobst. Zuerst wird der Gaumen angefeuchtet und belebt, plötzlich brennen Gefühle der Unbeschreiblichkeit lichterloh empor; doch man beherrscht sich vorderhand. Nun verstummen aber langsam die fröhlichsten Gespräche, und die meisten fangen an zu brüten. Auf einmal ein Blick; ein Stuhlrücken genügt. Schon nähert sich die Droschke, noch während man sich in der Garderobe zurecht macht, steht sie draußen bereit, und die Schwermütigen, ebenso wie die Übermütigen, alle Angeheiterten, sämtliche Weltschmerzler lassen sich in die heimlichen Schlünde ihrer Menschlichkeit hinabgleiten.

*

Am Montmartre gabs am längsten ein rassiges Varieté! Die Revue am Schluß jeder Vorstellung soll vor allem diese Behauptung rechtfertigen. Eine ausgesprochene politische Tendenz hatte sie

immer. In einigen Halls war sie rücksichtslos sozialistisch, in andern unbeirrbar nationalistisch. Umstürzlerisch eigentlich durchwegs. So stimmt wohl auch zum Ganzen, daß in den Varietés Zirkusnummern eingelegt wurden, wobei prachtvolle, unzähmbare Wüstentiere vorgeführt wurden. Auch in uns gibts noch ein gut Stück Einöde, und wir wollen Löwen brüllen hören, Tiger fauchen und Schlangen zischen sehn. Bei Vollmond, wenn Hunde nicht zur Ruhe kommen, machen sich Hyänen auf zur Aassuche, Wölfe werden heißhungerig, und der Zerberus drin in unsrer Seele, der Höllenhund heult und heult wie wahnumfuchtelt. Wir haltens nicht länger aus, ihm zuzuhören und reissen aus: und dann befinden wir uns mit Leichtigkeit auf dem Montmartre. Vielleicht sind wir im Theater, bei einem aufrührerischen Volksstück, das ein Hungerleider mit blutigen Fingern zusammengekittet hat. Die Gallerie ist voll: Apachen, geborne Lanzenknechte, überlaute Draufgänger regen sich bei Blutszenen auf, und dabei wird ihnen schließlich ihr Mütchen gekühlt. Statt ihrer Bravourstücke, die sie nicht aufführen dürfen, können sie auf der Bühne das hitzig Gewünschte zum Schein verkörperlicht sehn. Theater und Varieté schaffen ihnen immerhin Genuß und Ablenkung. So ein rich-

tiger Montmartreabend mit Nachspiel nach dem Schaustück kann für eine Woche Beruhigung verschaffen.

*

Im Varietée: Menschen hängen minutenlang wie in einem Schlächterladen, mit den Kopf nach unten, bei einander. Ich muß unwillkürlich an ein paar berühmte Romane aus dem vorigen Jahrhundert denken. Jetzt ein Sturz, selbst aufs Sicherungsnetz, ohne schlimme Folgen, wäre schrecklich. Trotz des Kopfübers hätte es nichts Komisches an sich. Sonst ist doch jedes Abwärtspendeln, selbst wenn es Verhängnis mit sich reißt, irgendwie lächerlich. Sollte das an dem Unbeabsichtigten liegen? So ein Rad, wies die Körper soeben vor meinen Augen, in feinen Sichelzügen vorbereitend, plötzlich akrobatisch zum Durchschlag bringen, bedeutet als Ausdruck ebenso wie das Kopfuntenhängen eine Vollkommenheit. Vielleicht sagt so etwas sogar sinnbildlich: Seht das Kunststück, ich kann mit Tod und Unterwelt spielen, wer vermags auf seine Art? Es kommt ja gar nicht auf die Gefahr an. Das Rad genügt: es bedeutet Todessturz, Niedergang, sichtbare Beschliessung unsrer Kreisbestimmung. Kunstgerechtes Akrobatentum ist Höchstmöglichkeit, das

Rad zu erbringen: Ansätze sind das einleitend Spannende, Entladung im Rad ist auch Entlastung und ergibt ausschwingend das Kugelrunde: Vollkommenheit ist akrobatisch erreicht.

*

Die Sängerin, oben auf der Bühne, gebraucht die Stimme, um die falschen Edelsteine ihrer Brustbehänge in Wallung zu bringen. Der reichliche Glanzbesatz wird beim Vortrag dem elektrischen Bogenlicht entgegengeatmet, zugefächelt. So eine Brust soll alle Rundheiten der Welt vor die Sinne flimmern. Das Hinabschimmernde auf reichbesetzten Ärmeln und Röckchen dient nur noch, um alle Bewegungen hinweg zu zittern, die nicht bloß die Üppigkeit des Busens zu vollster Geltung hervorzuzaubern helfen.
Die befrackten Musikanten machen hastig Scherzbewegungen ins Nichts: sie fackeln überhaupt wie mechanische Schattenausschnitte hin und her. Jedes Geigers, jedes Flötisten pomadisiertes Haar wirkt wie eine leuchtende Perücke; des Kapellmeisters Glatze schwitzt und spiegelt wie frischer Lack. Echt wirkt bloß oben die singende Büste, immer echter, immer glühender übersprühn sich ihre Üppigkeiten mit dahinperlen-

dem Gehauchtsein märchenhafter Edellichter; alles ist dort oben voll von wogender Melodienanmut. Beklatscht sie, beklatscht die anerkannte Berühmtheit, feiert sie bei elektrischem Bogenlicht!

*

In grünem Tüll überrascht uns der menschliche Kreisel. Zart und gewandt ist die Tänzerin da. Nein, überall wo anders als da. Und jetzt, doch abermals da.
Sie trippelt: es sollen die Füßchen verschwinden. Sie gehn so geschwind, man kann sie nicht sehn. Der Kopf und die Büste sind klein, auch die Hände gering: wir werden bloß ihre Kreisung wie Silber erleben. Sie faßt ihren Tüllsaum, sie sichelt nach rechts. Sie saust fort im Tüllschaum, sie sichelt nach links. Jetzt hüpfen die Beinchen ihr feinstes Pirouettchen. Sie beugt sich herüber, sie fliegt fast zu uns. Wir sehn bloß ein grünes beflittertes Rund. Spitz wirbelt die Kreiselmaid vor. Sie wendete, sie schwang sich herum. Nun zeigen sich uns ihre reichen Dessous: wunderhübsch lila und weiß. Ein Handlanger ihrer Regie zieht plötzlich die Kugel herab vom elektrischen Licht: jetzt blendet es aderblau, nackt. Wie strahlen und blitzen die lila Dessous! Der

rundeste Körperteil mit den zwei Halbmonden zeigt sich enttüllt. Spaßhaft wird er in Frankreich la lune genannt.
Vorhang.

* * *

ABSCHIED

WENN EIN SCHWÄCHLICHER SCHNEE SICH auf den Straßen von Paris vertändelt, so kommt auch der stumme Zug der zarten Pierrots angeschwirbelt. Diese weißen Sternchen sind Seleniten; sie bringen auch ihre Pierrots, wie eine leichte Schwebegemeinschaft, in herantrippelnden Reihen, mit. Es gibt unter ihnen zwei Stimmungen: die mit den lila Knöpfen und die mit den gelben Knöpfen. Ebenso kennt man zwei Pierrotstände: die im weißen Satin und die in weißer Seide; sie kommen aber sehr friedlich mit einander aus.

Soeben schwirren sie vom Montparnasse und aus dem lateinischen Viertel auf. Sie haben bereits ganze Parks von Stellwagen überrumpelt, denn sie wollen auf die Höhen von Montmartre. Schon gehts los: mit Gestolper und Geholper durchkreuzt die weiße Gesellschaft ihr helles Paris. Oben, vor der roten Mühle angelangt, spaltet sich die stumme Vetternverbindung in zwei Mondschaften: die eine springt nach rechts ab, bildet ihren weißen Halbkreis mit hocherhobnen, brennenden Laternen und schwenkt sie zum Gruß hinüber zu der andern Mondschaft, die linker Hand das gleiche tat und nun ebenfalls mit Later-

nengeflimmer davonflattert. Einige weiße Schattengebilde erklettern noch rasch die Gaskandelaber und drehn das Licht ab, damit die eigne blasse Mondhaftigkeit desto deutlicher zur Geltung komme.

*

Der liebe Fasching gelangt nur noch bis auf Montmartre, um Abschied zu nehmen. Das Akrobatenrad hat das Faschingsrad langsam zum Stillstehn gebracht. New-York löst allmälich Rom ab. Nur gewaltsam kann noch die alte Maskenpracht entfaltet werden; und eigentlich überhaupt bloß auf Bällen. Die bunte Fahne des Prinzen Karneval wird in Paris bei Schneegestöber eingeholt. Der Pierrot, die letzte siegreiche Mondmaske, veranlaßt und vertritt in loser Zerfahrenheit, durch sein stummes Ausgelassensein, einen Schneesturm vor Frühlingsanfang. Sie wandern ja mit dem Monde, die hohen Feste des Jahres: Ostern, Pfingsten, Fasching. Sie bestehn zusammen auf demselben Mond, um den sich kleinere Feiertage wie Trabanten herumdrehn. Übrigens hat der Mond auch die Idee zur Larve unsern Ur-voreltern eingegeben.

Früher drehte sich das Karnevalsrad tief durch die menschliche Seele; was kam da nicht, von

breiten Schaufeln aufgerüttelt, zum Vorschein! Vor Ostern sollte die Seele gesäubert werden. Ostern brachte dann den Entschluß zur Freiheit. Zu Christi Himmelfahrt sollte man den übersinnlichen Aufschwung wagen, zu Mariae Himmelfahrt konnte die Seele in reiner Paradiesesfreudigkeit über die Erde emporschweben.
Karneval durfte sein! Er lebt sogar heute noch: soeben bewimpeln und bebändern sich die kahlen Bäume auf den Boulevards. Oh die schönen, schrecklich vielen bunten Papierschleifen!
Sowie die gelbe Märzsonne durch die fladigen Schneenebel sticht, geht sofort ein Papierschnitzelfall auf den Boulevards an. Aus kleinen Kinderhändchen fliegt er auf, weiß und rot. Von hohen, dicht besetzten Balkonreihen, aus überfüllten Fenstern, schwirbelt das bunte Gestöber auf die Vorüberziehenden nieder. Unaufhörlich tummeln sich unten schwarze Gemenge Straße auf, Straße ab, umher, bis sie alle zu Tausenden und Hunderttausenden durch den Papierschnee ein festliches Aussehn nach Hause tragen können. Mutwillig zieht das große Kopfüber nochmals vorbei. Alljährlich könnte ich mich fragen: Zum letztenmal? Wie viel Frauen sind im Augenblick als Männer verkleidet? Dort unten laufen sie in Rudeln; und dazu gleich als Jäger mit der

Flinte. Knapp daneben eine andre Schar: junge Mädchen als Raufbolde mit rotem Schlips. Knaben wackeln in Röcken daher, oft zum Verwechseln gut verkleidet, nur am aufgetragnen Gang kenntlich. Plötzliche Riesen auf Klappscheren ragen bis zur zweiten Balkonreihe empor. Eine Minute lang tun sie schön mit lebhaften Fräuleins, bekommen sogar eine Blume, machen dankbare Geberden, und schwups sind sie wieder zusammengeschrumpft. Erwachsene halten die alte Babymaske durch. Mit Riesenlackköpfen, Tüllhauben, Milchflasche und Kindertrompete machen sie einen großen Aufwand an Lärm und Lächerlichkeit.
Sucht noch irgendwer ein Abenteuer? Vielleicht die vornehmen Dominos? Oder die Wahrsagerin? Ist die überhaupt eine Frau?
Konfettifall, lustiger Karnevalsschnee, stürze dich über die zwitschernden Masken, beweis, daß du lebst, vielleicht erwarten uns leichtere Tage.

*

Auf einmal beginnt das gewohnheitsmäßige Pariser Pferdegeklapper, nur um eine Stunde verfrüht. Es ist sogar viel deutlicher als sonst: noch rhythmisch ungeheuerlicher. Das hat doch was von einer Mühle, vom Dengeln von Sensen, mit-

unter vom Dreschen. Was ist aber auch so ein Kleppergeklapper anderes als das Geräusch einer Tretmühle! Furchtbar und unsichtbar gehn die Schaufeln jedes Arbeitsrades durch die Seele. Der Sonne großes Tagewerk wird in uns voll Deutlichkeit und doch unwägbar vollbracht. Das obere Halbrad ist der Tag, das untere die Nacht: in dir, Mensch, ruht die Achse.

*

Auch der Karneval hat seine fabelhaften Schaufeln: fürchterlich lockert er auf. Betrachten wir die Masken: wie Tiergespenster schleichen sie umher. Erhascht sie doch beim Schnüffeln, denn sie tuns. Unter der Larve lassen sich Menschen leichter eintieren, denn sie glauben sich ungesehn, sin daber bloß unkenntlich. Plötzlich wirft eine Maske die Schale des Nachgeschmacks weg: wir verstehn keinen Vorgang, schmecken aber dafür um so deutlicher die symbolische Geste. Karneval ist das Fest der Fetzen.

*

Abends überschwärmen sich die Boulevards nochmals mit Maskenzügen. Wagen gibts und Wagenfrachten. In allen Theatern geht was an, in jedem Café ist was los. Oben in gelb erleuchte-

ten und grün umspiegelten Foyers huschen schon kunstgerechte Frisuren, Schwanenhälse, entblößt und mit Edelsteinen geziert, an den hohen Schmalfenstern vorbei.
Die Boulevards tragen selber ein langes Schleppkleid aus weißem Licht: von Warten auf Mansardendächern lassen Scheinwerfer ihre Kometen aus leuchtendem Schnee über die Karnevalslaunen dahinschweifen.

*

In der großen Oper lebt des Faschings Herrlichkeit noch immer in Samt und Seide auf. Allerdings nur einmal im Jahr. Einige wenige erfreun sich an den Seltsamkeiten des Irdischen. Das Vergnügen der Mächtigen hat einen besondern Zweck. Trübselig würden wir werden, wenn nicht ein Lichtschimmer von den Besitzenden durch die Fenster zu den Wartenden herunterglitte. Denn dafür hält sich jeder! Wer wollte nicht im Leben, auf der Bühne, Hochgestellte in Glück und Untergang über sich wissen! Irgendwer soll große Freude erleben, sein Leid sei ganz seelisch, kein Makel des Materiellen soll daran haften. So scheints uns gerecht und natürlich. Durch des Menschen himmelnde Seele ziehn Kometen dahin; Kometen, bloß damit Schönheit sei. Nur

wenige sind ihrer teilhaftig: die Damen, die zum goldnen Sternenschweif gehören, tragen Schleppgewänder. Die Hohen von Geburt schreiten über Purpur und kostbare Teppiche dahin, damit der Komet offenkundig werde.
Soeben birgt das Opernhaus den Kometen von Paris. Aus roten, goldgerahmten Logen leuchten Ehrensterne, die großen Orden aus dem Osten lassen ihre Rubine zwischen Saphirträumen oder Smaragdgeheimnissen bluten. Geschichtlich berühmte Brillanten aus dem Sckmuck gewesener Königinnen verraten ihre Trägerinnen: am Geschmeide kann man die Maske erkennen! Die Larve ist ja nur eine kleine Gelegenheitsneckerei, ein kleines Zeichen zur Erinnerung an den Prinzen Karneval, der doch von alter Herkunft ist. Zwischen silbernem Geschirr und lila Spiegeln, zwischen traumumsponnenen Glasbüsten und seidenen Schleppkleidern, rauscht der Komet der Bevorzugten wesenhaft und doch unergreifbar dahin. Wer weiß, woher er kam: wer wagte seinen Adel anzutasten?

*

Spanier ziehn mit Spanierinnen auf die Anhöhe von Montmartre: mit ihren Gitarren und Kastagnetten hört man sie von ferne. Studenten

sinds, lustige Mädchen, pfiffige Knaben. Fischer aus Neapel mischen sich im Nu unter die Andalusier. Fischer und Fischerinnen spielen Mandoline. Es sollen unter ihnen Künstler und Künstlerinnen sein. Etwas Süden zieht voll Fröhlichkeit hinauf zu den zwei Mühlen über Paris. Dort ist das Stelldichein der Aufgemischten.

*

Wo aber sind die Künstler von Montmartre? Ihr Komet ist fortgezogen: nur für Allerweltfremde stehn ihre Cabarets noch offen. Sie heißen wie dereinst: Himmel, Hölle, Todesschrecken und der fürchterliche Grobian. Schließlich mahlen auch die alten Mühlen nur noch für das angereiste Publikum, rechts die rote, links die gelbe, doch der eigentliche Montmartre ist nicht mehr.

*

Im Frühjahr läßt man die Künstler noch einmal ihr Faschingsfeuerwerk abbrennen. Unterm Schutz des roten Windmühlrades sternt, mondet, besonnt sich und zerperlt eine Orgie vor den Sinnen nachgeborner Romantiker. Auf Kulissen soll sich das Mittelalter nochmals vor unsern Augen entfalten. Die Künstler glauben daran, selbst wenn sie vorgeben, daß sie sich darüber

bloß lustig machen; für sie ist Eros im fünfzehnten Jahrhundert im Abendland wiedergeboren worden und zu alter Herrlichkeit gekommen. Die Weiblein glauben nichts und treten gleich nackt auf, mit einem Lärvchen vor den Augen. In ihnen ist tolle Brunst und glühender Liebesrausch eng ineinander geschlossen: sie schleudert sofort die Raketen feuriger Trieblichkeiten und bloßes Nichts.

Die Künstler glauben an den fernen Osten. Sie malen ihre zahlreichen Vorstellungen vom Orient auf Theaterhintergrund, Kulisse und Vorhang. Sie sind voll von Eitelkeit und verkleiden sich als Priester, Könige, Wahrsager und Dichter; die Mädchen brechen durch den Vorhang hervor, zerreißen die letzten Lappen, die sie auf dem Leib haben, zerzupfen ihre Blumengewinde, werfen Tand und Schleier weg, denn sie glauben weder an Odalisken, noch an Prinzen aus dem Morgenland. Ihr leichter Sinn rankt sich hoch, sie zerren die Trachtgespenster ins triebhafte Entzücktsein und machen aus ihnen lauter begehrliche Männlein.

Die Künstler wissen etwas über ihre bleiche Mondheit. Bei den Wasserspielen zwischen Palmen unter Kronleuchtern stehn die Zelte, wo die alten Weine glühn, wo die Pagen lüstern auf

die Edeldamen blicken. Diese Damen werfen aber rasch den Mantel weg und beginnen sofort mit der Orgie, deren sich das Männervolk besinnen soll.

Der Fasching starb, durch das Weib mahlt aber das Rad weiter.

* * *

RÜCKKEHR

NUN ERZÄHLE ICH EINEN TRAUM: ER WAR mein Erwachen in wilder Romantik.
Auf steinernen Brücken standen vermummte Gestalten, alle mir zugewendet und doch mit den Blicken hinunter auf den Fluß.
Das hatte Grauses zu bedeuten: ich wollte den Pont du Carrousel erreichen, um Einschau in die Maskenzüge zu bekommen, oder wenigstens in meine Wohnung übern Strom heimschleichen zu können.
Endlich gelangs: kaum aber stand ich oben auf der Brücke, als auch schon alle Sichtbaren zusammengefegt, von mir hinweg an fernere Steinbrüstungen angedrückt oder ins Wasser hinabgestoßen waren; einige sträubten sich. Unheimlich: es war doch windstill. Ich schleppte mich bis zur Mitte der Brücke, und viele andre Brücken konnte ich übersehn, alle waren überfüllt, überall die taumelnden Gespenster. Angst überwirbelte mich; diese Vermummten konnten ja plötzlich wieder beiderseits um mich auftauchen. Vorläufig bliebs aber still: wenn ich hinlauschte, so wurden die Pappeln am Ufer, die Seinegeräusche hörbar; die Tuilerien lagen dunkel, wunderbar vom Fluß angekündigt, in Blaudunst da.

Ich atmete sehr schwer: doch ein paar Schritte gelangen mir, nach meinem Ufer zu. Doch da jagten auf einmal ganze Karawanen über die Nachbarbrücken, vielleicht mir beiderseits entgegen, um mein Michvorwärtsbringen zu verhindern. Nun suchte ich aber, schon aus Furcht, noch kräftiger, mich meinem Hause drüben, überm Fluß, zu nähern, allerdings mit der entschiedenen Absicht, niederzuhocken, wenns um mich her losginge. Ich tastete, krallte mich noch etwas vor. Endlich, es war wie eine Überraschung oder Eingebung, krampfte ich mich an einer Ecklaterne der Brücke fest: also die Seine war überstanden. Ich blickte mich um: und das Getümmel? Vielleicht lauerten maskierte Absichtler in den Nebenstraßen auf mich; ich mußte ja doch noch durch einige kommen. Doch schon dort, knapp vor der Brücke, wo am Tage immer Wachen standen, erwarteten mich zwei verkappte, ich wußte zuerst nicht was: Gerippe warens. Auf wen hatten sies abgesehn? Auf mich! Die eine Vermummung blickte grau verkauert hinunter in den Fluß, die andre, ein Riese, hob die Kapuze auf. Das schreckliche Skelett sah mich an, mit einem Rubin; die zweite Augenhöhle war leer. Ich fühlte eigentlich eine Warnung, keinen Schreck: ich sollte mich nicht weiter nach Hause

schleppen! Es gelang auch nicht, über den Kai zu kommen; so raffte ich mich an den Ufermauern, während ich immer in mich zusammenzuschlappen glaubte, weiter. Bis zum Pont des Arts war niemand um mich. Dort zogen soeben Studenten mit blutroten Lampions, die Schritte rhythmisch angebend, über den eisernen Steg. Ungeheuerlich kamen sie vom Louvre angewimmelt. Ich wollte einen Zusammenstoß mit den jungen Tumultuanten vermeiden und duckte mich, zusammen mit meinem Schatten, hart an den Rand des Wassers. Ich war sofort derart in mich hineingeschrumpft, in die eigne Schattenhaftigkeit zusammengefaltet, daß mich die Bengel für etwas Unsichtbares halten mußten; sie bewarfen mich auch nicht, weder mit Flüchen, noch mit Fetzen: übrigens sinds lauter Tote gewesen. Nun saß ich aber derart in mich verkauert da, daß ich fürchten mußte, wie eine Schwimmkugel von der Flut umhascht und davongespült zu werden. Ich sah mich beinah schon als Ball in den leicht-blauen Schattierungen des Mondes auf der silbrigen Seine dahintollen. Hätt ich mich aber ganz als so ein Etwas erblickt, so wäre ich auch schon rettungslos, unter den Brücken durch, gegen Saint Cloud hinuntergetanzt. Ich merkte aber noch rechtzeitig die Gefahr und riß mich

raschentschlossen aus aller Drangsal: so glückte mirs, mit flinkem Griff einen Metallstab über mir zu erlangen, wobei allerdings mein Leib durch die höchste Gewaltmaßnahme entzweibarst. Das mußte aber sein: ich war durch den Ruck aus einer Verkugelung wieder zu meiner gewohnten Verkörperung eines Selbst geworden. Die Beine sind bei dieser Wiederineinanderkegelung der eignen Aufrechtigkeit allerdings ins Wasser geplatscht; ich mußte aber immerhin sehr zufrieden sein, daß es so abgegangen war, daß meine Glieder im Augenblick des Auseinanderreckens nicht ganz in zwei gerissen wurden, denn meine Anstrengung, mich vor totaler Verkapselung zu retten, ist ungeheuer gewesen. Nun schlammte das Seinewasser etwas Körperlichkühles an meinen Unterleib an. Was wars? Ich konnt es nicht fassen: mir kams vor wie verfleischlichte Flut, vielleicht ein Aas? Endlich fiel mirs ein: eine Kindsleiche! Hatte mir doch gestern ein Arzt lachend von der abgetriebnen Frucht seiner Geliebten erzählt. Angeekelt, entsetzt, machte ich große Anstrengungen, um mich aus dem Fluß zu recken. Es ging aber vorläufig nicht, und ich war froh, daß ich in der Baumellage blieb, ohne ersaufen zu müssen. Der Kopf, das wußte ich, war zu leicht und überdies atmete

meine Brust gut auf und ab, so konnte eigentlich nichts geschehn.
Auf einmal schlug die Uhr von Saint Germain de l'Auxerrois. Zuerst ein dumpfer Schlag: eine Ratte klatschte, wie eine tiergewordne Leiblichkeit des Klanges, ins Wasser. Ein zweiter, gleich schwerer Schlag, platsch, eine Ratte folgt der andern. Noch ein Schlag: wieder eine Plantschratte. Ein vierter: dasselbe. Dann folgten zwölf feine silberne Glockengrüße: Mitternacht! Nach jedem Uhrzeichen war eine Maus in die Seine hinuntergepiepst. Ich hatte das Ganze genau mit angesehn: während die Ratten bald verschwunden waren, schwamm nun das Dutzend Wimmerchen putzig auf mich zu. Wie silberne Pfropfen hüpften sie durchs Wasser; es mußten aber Tierchen sein, denn sie hatten deutlich Richtung eingeschlagen. Ich war glücklich, daß wenigstens keine Ratten dabei waren; wie genau erkennbar wurden aber allmählich die Mäuslein: schwupps, war die erste, schwupps, die zweite, schwupps, die dritte Maus, schließlich das ganze Dutzend Mäuse neben mir am Ufer; jede einzelne schüttelte Nässe und Kälte ab. Dabei fingen alle zwölf an zu klingeln. Ich sah noch schärfer hin: es waren wirklich Mäuslein, hatten aber lila Röckchen an. Aus Silber konnten sie nicht sein, denn sie wa-

ren ziemlich durchsichtig. Was sie wohl Eitles um mich herum trieben? Sie irrlichterten ein wenig im Kreise hin und her, auf und ab, dann verlöschten sie oder waren plötzlich weg.
Ich hatte aber unterdessen so viel Gewalt über mich bekommen, daß ich meine Schwere fühlte und bemaß, um wieder hinauf zu können; und zwar nicht bloß aus dem Wasser, sondern mit starkem Entschluß bis zum Brückengeländer. Es ging sofort. Kaum war ich oben, so fiel mir jetzt das Gehn so leicht, daß ich geradezu dahinfegte. Alle Straßen waren ausgestorben; wo ich ankam, wars finster; vor und hinter mir glänzten unerreichbare Laternenreihen. Wie mocht es wohl zugehn, daß bei meinem Nahen die Lichter immer ausgingen und sofort wieder aufsprühten, wenn ich von ihnen weggeglitten war. Auf einmal faßte ich eine verzweifelte Entscheidung: ich mußte mich zusammenballen, um aufzuschweben. Es ging, nur wurde ich elastisch emporgeworfen, ich flog nicht. Nun aber rasch nach Hause! Ich witterte über die Dächer hin. Plötzlich schoß ich auf meine Wohnung los. Komisch, ich trat wie immer durch die Tür ins Zimmer. Ich weiß sogar, daß ich mit dem Schlüssel ganz folgerichtig aufsperrte. Dabei fiel mir ein, daß die Stube gerade frisch geweißt wurde. Als ich

geöffnet hatte, betrat ich einen Totenkopf; die beiden Fenster an zwei Seiten waren rund geworden: die Augen! Im Augenblick meines Eintretens rafften sich von Bett und Sofa die Decken zusammen, hüllten sich in schattenhaftes Grau, stürzten sich selbstmörderisch kopfüber auf die Straße: unten schlugen sie zusammen auf. Zwei Tote auf einen Schlag: die Uhr auf dem Turm von Saint Germain des Prés schlug viertel eins. Ich erwachte; während ich noch durchs Schlafzimmer ging, ich war schon halb ausgekleidet, wie konnte alles das geschehn sein? Um wieder ganz klar zu Bewußtsein zu kommen, trat ich ans Fenster. Es stand offen, auch das andre; ich blickte in der Richtung der Seine, von wo ich jedenfalls gekommen sein mußte. Über Paris stand die neue Kirche Sacré Coeur wie eine Vision in Elfenbein gedacht und gemeißelt. Eine weiße Rakete stieg ungeheuerlich über die Anhöhe empor, doch sie zerzitterte nicht, sie wurde sogar unweigerlich kenntlicher, sie knitterte gewissermaßen gelenkig auseinander und stellte sich auf, denn sie war ein Gerippe geworden; der riesigste Knochenmann mit dem Monde, dem wirklichen Monde als Kopf, überreckte die Stadt. Ich sah noch, ganz wach geworden, hin: der Mond war im Abnehmen und zeigte mir die

Fratze eines Engländers, eines berüchtigten Lords. Dann auf einmal war er bloß ein Monokel, man denke, der ganze Mond!

*

Ich trat einmal ans Fenster, verschlafen und beinahe schon eingeträumt. Ein Mond im Niedergang zerspiegelte in Scheiben und Spiegeln wie ein gelber Kranz von Larven. So silberig und entsetzlich hatte ich ihn noch nie gesehn; dann nahm mein Geträume einen ganz eignen Lauf. Gepuderte Jungens balgten sich auf dem Boden; einige clownhafte Gefährten mit rasiertem Milchgesicht gaben Weisungen zum Prügeln und Purzelbaumschlagen. Sie waren die eigentlichen Hanswürste; die armen Knaben schnappten immer wieder nach Atem und schienen etwas ganz anderes zu beabsichtigen. Schneeweiße Pferde, jedes mit einer Silbersichel auf dem Kopf und mit höchst gepflegten, eigenartig langgesträhnten Schweifen, liefen in bestimmten geometrischen Anreihungen, immer im Kreise durch die Schar der Bartlosen und Balger. Offenbar war ich im Zirkus: ich erwartete aber eine Deutung dieses Begebnisses, zumal ich hinterm weißen Vorhang mit Silbertressen Gebrüll von Wüstentieren vernahm. Es kam aber keine Bestie aus, hinge-

gen teilte sich ganz unerwartet der Vorhang, und eine Muschel ging vor meinen Traumaugen flimmernd, doch genau unterscheidbar, auf und auseinander, so daß bald eine Dame in Weiß in ihrem Innern sichtbar wurde. Unter der Muschel und ihrer großartigen Insassin fing ein Kunstwasserfall an zu plätschern. Übrigens war die Gestalt wunderschön und machte mit den Armen eine Bewegung, als wollte sie einen Korb hochhalten, sie hatte aber nichts in Händen. Bald senkten sich die Arme wieder und blieben dann sehr ruhig in einer unauffälligen Lage; im gleichen Augenblick begannen aber noch andre Wasserfälle zu silbern und zu perlen, und die ganze Balgergesellschaft kam dadurch ins Nasse. Das Wasser stieg sogar sehr rasch, und da krampften sich alle Wichte an die Schweife der schneeweißen Pferde und baumelten im Kreise herum. So verhielt sichs eine gute Weile vor meinem Staunen. Die Dame in Weiß regte sich überhaupt nicht mehr, schließlich fings aber an um sie herum wie zu schneien, aber auch nur so lange, bis sich ihr ein Zitterschleier aus leichten Sternchen über Haar, Brust und Schleppkleid gelegt hatte. Die Flut im Zirkus war unterdessen sehr gestiegen; die kleinen Kerle und die großen Clowns konnten sich bloß im Schwung der nun-

mehr dahinrasenden Schimmel an deren Schweifen in der Schwebe über Wasser halten. Endlich wurde aber den Pferden das Geschleppe zu viel, sie fauchten alle auf einmal Gewölk aus den Nüstern, rissen sich von den eignen Schweifen los und stürzten sich mit dem Geschäume des Kataraktes selbst davon. Die Schweife blieben alle in der Luft schweben, und an jedem baumelte ein weißbestrichnes Menschenskind. Nun sank das Wasser, versank beinah mit Hengst und Stute; ein Löwe brüllte aus tiefster Wüstenwelt; der abnehmende Mond wurde in einem Duftgedicht von Flieder und Hyazinthen sichtbar. Das Meer war einfach da, glanzhaft und glatt wie eine offne Perlmuschel, das Mondbild spiegelte sich darin, und die marmorhafte Traumgöttin zog über leise atmende Alabasterwolken. In höchster Schönheit flogen Kometen mit, das waren die schwebenden Schimmelschweife, der Blick des hold-hoheitsvollen Weibes hatte sie entzaubert. An jedem Kometen lehnte, leicht dahin segelnd, der Genius eines vergangenen Volkes und träumte sich durch seine Ewigkeit. Wie still und sanft war die wundergute Frau und Mutter; alles schien beruhigt, nur in einem Himmelsstrich, nahe dem für Menschenblicke verwirklichten Mond, daher ziemlich gut sichtbar, kämpfte noch

ein herrliches Weltgeschlecht mit seinem Kometen. In mir ward die Erkenntnis wach: Frankreich. Da hörte ich ein Wüstentier fürchterlich vom Himmel brüllen, und das große Geschaute entnebelte mir, schwand. Ich weiß nicht, wollte das strahlende Volk den Kometen zu sich herabziehn oder sollte es mit ihm davonklimmen.

*

In unsrer alten Nacht war einmal ein unsagbarer Komet erschienen. Wir standen am östlichen Meer und erhoben die Hände, wir machten Zeichen, baten, flehten, der Komet möge uns näher kommen. Er blieb aber still in seinen erdentrückten Kreisungen am südlichen Sternhimmel. Sein Licht war sanft und bläulich, beinahe purpurn im Dunkel der Nacht, und bei den kleinern Sternen lieblich grün in den Strahlen des Mondes; die Großgestirne funkelten diamanthaft durch seine schleierhafte Anwesenheit. Um uns war windstille Schwüle, hoch oben mußte sich jedoch ein Wutsturm von der bergigen Erde losgerissen haben, denn nun jagten unvorhergesehne Nebelerscheinungen, wahrscheinlich geschlagene Heere, über unsern Köpfen furchtbar dahin. Zerschmetterte Helden stürzten ins Meer unsers Entsetzens ab: auf einmal machten

sich ganze Bergländer mit Städten und Seen auf und davon. Über uns, hoch oben, immer höher tobte die große Flucht. Da fiels uns plötzlich ein, wir müßten dem Wolkenbeispiel folgen. Ganze Völker brachen auf: wir, mein eignes Volk war dabei, zogen dem Kometen, hochlobend, seiner leibhaftigen Begeistertheit entgegen. Wir wanderten lange und unaufhörlich, wir trugen abwechselnd unsre Weiber oder Kinder und kamen einmal nachts vor die Alpen. Wir beschlossen, sie sogleich zu übersteigen, und übergipfelten emporwolkende Wandergebirge. Endlich waren wir am Meer. Und das blieb still bei unsrer Ankunft: es hatte uns erwartet. Hoch oben glühte der Komet und spiegelte sich in den Tiefen der See und in unsrer Seele. Unter uns kams wie eine beruhigende Glückseligkeit. Als aber immer mehr Wandervölker herbeikamen und am Meer ihre Zelte aufschlugen, da sah der Komet unser aller Spiegelbild neben dem seinen in der Nachtsee, und der Wanderstern verließ die Gestirne der Ewigkeit und kam auf uns zu. Erdbeben meldete sein Nahen. Einsame Berge schleuderten ihm Kometen aus ihren Feuerinnern entgegen. Die wandernden oder wallfahrtenden Wolken entluden ihre Vergangenheiten ins jüngste Sturmfluten und blieben stehn. Weiber kamen

wissender Kinder nieder. Unsichtbare Völker standen plötzlich da und harrten auf die Ankunft des Kometen. Blutigrot war dann auf einmal die Einsicht über uns gekommen: wir stehn im Kometen. Alle Völker griffen nach ihren Herzen; jeder wollte ihn für sich haben. Ekstatiker verkündigten, er war in uns, bei uns, über uns; niemand sah ihn, niemand wußte, wo er umging. Ich glaubte, daß ihn mein Nachbar besaß, argwöhnisch wurde aber auch ich angeschaut: wir mußten über uns herfallen. Zu unserm Glück geschahs von Volk gegen Volk.

Wir, die wir allein den Kometen erobert hatten, dachten, daß ihn uns die andern Wanderscharen rauben wollten, denn alle Völker, die in Frieden mit uns herabgestiegen waren, blickten uns voll Groll an, weil sie meinten, daß sie den Kometen zur Landung gezwungen hatten, und fürchteten, wir könnten ihnen Neider werden. Das war ihre Torheit: denn in uns war die Begeisterung emporgekommen, den Kometen fürs eigne Land zu erhalten, und unsre Krieger ließen sich bereits mit Weib und Kind nieder, um besser allen wandernden Nachbarschaften trotzen zu können. Aber auch andre Völker taten das gleiche und bebauten ihren Boden noch näher beim Wasser.

Wir führten Krieg um Recht und Ruhe. Wir mußten siegen. So geschahs. Kaum standen wir dann wirklich still, mit der Absicht, unsern Kometen festzubinden, für immer ans eigne Erbland anzuschließen, als sich ein Sturm von unsrer Seele losriß und Gespenster sich um unsre Heimstätten herumtummelten, die Fieberkranken plagten und den schwangern Frauen Angst machten. Uns dürstete, da flohen uns die Brunnen. Wir verhungerten, doch der Sommer ging nicht außer Land, bis die Felder und Weinberge verdorrt und ausgetrocknet waren. Da wollten wir nochmals aufbrechen: das Meer war verschwunden. Der Sturm der Seele suchte eine Auskunft und stürzte sich auf die Wüste. Sie brannte ja schon in uns, dort wo die große See gewesen; wir waren ein verlornes Volk.

Da warfen wir uns selbstverschwenderisch in uns selber, in den Selbstmord. Wir töteten Götter, schwelgten mit den Weibern, überfielen den Nachbarn, raubten ihm die Kinder, brandschatzten Stätten. Die Nachbarn stürmten unsre Burgen, sie wollten uns würgen, doch wir rissen sie mit. Damals tat sich die Hölle unter den Menschen auf. Sie kluftete aus den Senkungen, wo die See gewesen ist. Wir, mein Volk, hatten sie geöffnet, wir überstürzten uns mutwillig: wir wurden

der Umsturz. Hatten wir den Kometen vom Himmel heruntergeholt, so konnten wir ihn auch in den Schluchten des Ichs verscharren: das Land war verödet, das Meer ausgetrocknet, alle Triebe in Menschen, Tieren und Pflanzen gluteten hinunter. Wir stürzten ein. Der eigne Nabel riß alle Völker, die Anspruch auf den Kometen gehabt hatten, unwiderruflich zu sich. Unsre Erfindung war also die Hölle: eigenwillig sind Menschen dazugelangt, sie sich zu schaffen. Wir kämpften sogar um den eignen Untergang.

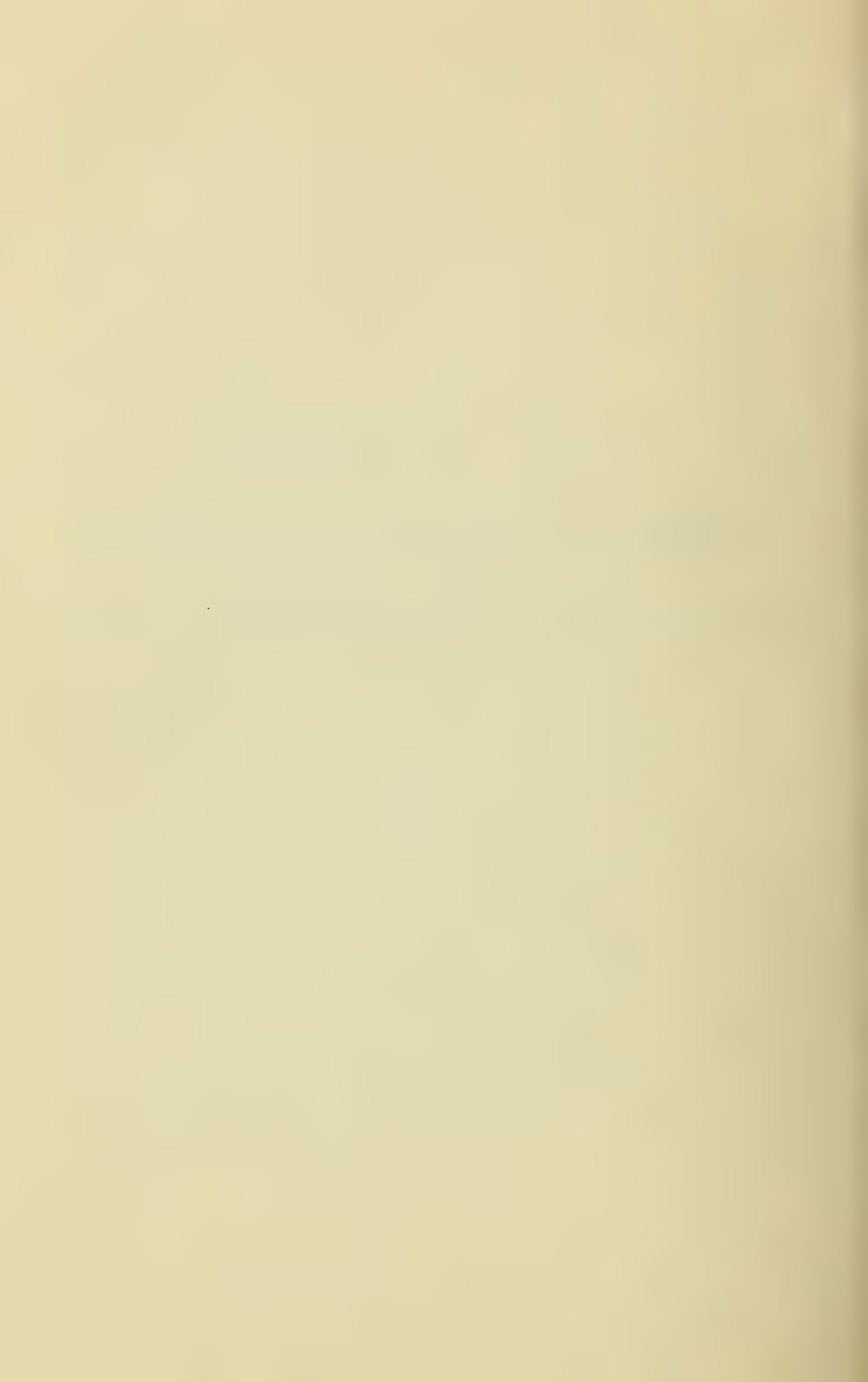
Wir stürzten ein: alle Völker, die sich des Kometen bemächtigt hatten, mußten umkommen. Die Leiber überhitzter Weiber überschlugen sich noch schneller als wir selber. Da raubten wir sie uns mit angemaßten Schwingen im Fluge zurück und kollerten, rollten bei holdestem Bewußtsein den andern Völkern voraus in die Schlünde des Entsetzens. Wo immer wir anschwebten, öffnete sich ein Abgrund. Ich glaube auch jetzt noch, daß wir fielen oder uns fortwährend senkten; vielleicht blieben wir aber, vom Schwindel gepackt, in der Schwebe oder tauchten sogar wie Ertrunkene plötzlich auf. Die Feinde und mein Volk waren durcheinander nur noch ein einziger Zusammenbruch. Hätten wir uns damals nicht zur Hölle fahren lassen, die Hölle

wäre nie geworden. Ich lache noch heute, wenn ich dran denke, daß mirs gelang, einen Kometen im eignen Bauch bestattet und in die menschliche Tierheit hineingekreist zu haben. Tiefer als wir damals verschwanden, gibts keinen Fall: denn unter uns süchtete nicht einmal das Nichts, wir waren bis ins Selbst hinein vertilgt. Das Wunderbare eines Untenseins war entworden, doch unheimlich: ich wußts am Ich. Da befaßten wir uns mit Selbstheit. Unser Wunsch war der Komet, nicht die Gier ums Wir. Endlich entwirrte sich das Wir: ich kam abermals zum Ich. Das Wissen vom Dabei und Daneben war zersponnen, da aber blutete das Nicht-Ich empor: die Hölle. Früher war sie das Nichts in Finsternis, nun rollte sie entflammt auf und ab. Feuerzipfel zuckten ans Ich heran, als wollten sie untersuchen, obs vorhanden sei. Glut umstarrte das Ich, bis das Selbst niedergebrannt war, aber der Komet war mir im Wirwittern entwichen: er wallte dahin, entwurde. Ich war allein. Da erschien der abnehmende Mond, schon sichtlich zugesichelt. An ihm hatte ich einen Verbündeten. Ungeborene Völker stiegen im verklärten Wir, ohne mich zu schauen, kometbringend aus dem Tartarus empor. Andre Völker mußten ganz untergehn: der große Umsturz war gekommen.

Der Flügel

Der Regen fällt nicht ihm, die Sonne scheint nicht ihr;
Du auch bist andern geschaffen und nicht dir.

Angelus Silesius: Der Cherubinische Wandersmann



VERSUCH

ICH HABE BLOSS EIN FÜNKCHEN LIEBE, AUS dem soll alles kommen: der Einfall und sein Bild, der gute Mut, um auch dem hilflosen Gebilde den eignen Flug zu Menschen und Gott zu weisen. Die Blumen hier bei uns sind von den Sternen eingesetzt, um bei gutem Tun zu unterrichten. Die Blumen lieben dich, sie schaun zu dir empor wie deine Seele nachts in ihre Sterne. Die Sterne waren niemals ohne mich, ohne meinen Blick und meinen Glauben, so bin ich das Geschick der Sterne. Die Sterne traun nur schwach den Menschen, sie haben wenig Macht, die einzige sind die Blumen, unsre Lehrer. Vielleicht die Stimme einiger Vögel; der Flug gehört jedoch der Sonne: denn Sterne fliehn nicht, sie schrecken bloß zusammen, wenn die Menschen Blumen oder seltene Stimmen mißverstehn. Wir sollen selig sein, nicht wissen, welche Wunder wir entfalten: vielleicht sind wir die Freunde andrer Wesen. Die Blumen sagen: ihr sollt uns behüten; die Käfer: ihr könnt mich verschonen; die Schmetterlinge fragen, warum ihr sie nicht schützt.
Der Sommer aber kommt und heischt: nun sollt ihr mähen, ihr dürft ernten. Die Sichel herrscht am Tag. Die Halme, alle Ähren nicken uns ent-

gegen, sie hoffen auf den Menschen, er kommt, und, stolz auf ihre Hilfe, empfangen sie den holden Tod. Uns ruft der Mohn: so kommt, wir wollen fliegen, wir sind der rote Wunsch zur Flucht aus unsrer Flur.

*

Wir sind der Weg zu den Sternen. Durch dich wird die Wiese, mit uns gibts die Felder, der Wald ist dem Menschen vorbestimmt; darum sind wir Freunde der Sonne. Doch der Flug der Vögel ist Flucht, und auch die kommt von der Sonne, von der Abendröte, denn die Sonne flieht uns, weil wir ewig sind und daher töten; die Sonne aber muß einmal sterben. Das Wild ist da, damit Furcht sei, denn das Wild fürchtet dich. Die Spinne entsteht wie deine List, die List war jedoch das Gespinst vor der Spinne. Ihre Herkunft ist dein Stern, der die Strahlen des Mondes benützt, um sich in deinen Sinnen einzuspinnen, deine Seele zu beschleichen. Auch die Torheit kommt vom Mond. Sie hat uns eingegeben, Götzen anzurufen, denn die Sonne ist viel zu reich, strahlend lebendig und überschwenglich, sie braucht keine Verehrung, noch liebt sie Verhimmlichung: ihre Priesterschaften hat ihr der Mond aufgehalst.

Übrigens haben wir das Beten von der Meeresflut gelernt, auch die Ekstase: beide sind Mondsucht unseres Sternes.
Der Wald lehrte uns den Gesang; dann, als wir über die Wüste zogen, übernahmen ihn die Vögel. Und als der Mensch zum Meer und seinen Gebeten hintrat, wurde der Psalm. Das Meer fleht aber bloß um uns, betet um den Menschen an; wir aber tragen die Liebe der Sonnensee, die Hoffnung der Felder, den Glauben der Stimmen und der Blumen, die Inbrunst bei allen Erblindungen, die Zuversicht der Stummgebliebnen zu den Sternen, denn wir sind der Weg zu den Sternen. Die Sterne werden im Menschen geboren.

*

Die Sterne, an die wir glauben, sind das Fünkchen Liebe, mit der wir unsre Welt aufbaun. Denn sie ist die wirkliche. Wie groß ist der Mensch, wie klein sind die Sterne.
Der Mensch ist der Mund des Herrn, die Sonnen sind das Hohelob des Gehorsams. Aber die Sterne sind das Glück aus Demut, nur die Erde sträubt sich in ihren Bäumen und atembegabten Wesen, sie selbst zu sein. Jeder Wurm, der den Boden bekriecht, die Hündin, die um ihre Jungen herum-

schnuppert, der Gierige, der den Eintrag beriecht, wollen alle ihr Anders. Jeder Lebendige, der sich beruhigen kann, ist ein Schmarotzer, bloß ein Habicht darf in Herrlichkeit über allem Unerwognen sieghaft fliegen: der Verstand. Aber der Verstandbegabte ist erkenntlich am unwirschen Äckerbeblicken. Doch ist der Mensch der Weg zu den Sternen, denn er erkühnt sich, Ruhe zu verbreiten.
Des Menschen Flügel sind die Augenlider. Ein Aufschlag, und der Tag wird erflogen, ein Zusammenfalten, und die Nacht ist erbeten. Mit einem Blick überwältigst du die Sonne, doch schlag die Augen nieder, und du wirst durch deine Einschau unsre Unterwelten weiterfahndend unterfliegen.
Doch Seele, wehe dir, wenn du dich, hier als Mensch verleiblicht, nicht beruhigst. Du sollst aus Freiheit einst dein Sterneneigentum besiegen. Der Stern ist deine Leibesfrucht: die Freiheit wird zur Pflicht. Du wirst einmal aus vollster Wahrheit sein, drum wurdest du vorläufig ein Mund, doch lerne vor allem, gut zu schweigen. Die Ohren kriegst du, um vieles zu vernehmen, doch faß dich selbst dabei, damit du plötzlich keine Fremdheit mehr hörst. Du wälzest das Ich: du hast daher den Leib, um dich zu dir zu-

rückzutasten. Die Nasenflügel stehn offen, sie sollen den Flug der Blumen in die Sternenwege einwiegen. Der Blick, der dich bejaht, der deine Allheit einnimmt, sagt: es ist um mich geschehn.

*

Unsre gute Taube, die Vernunftgeburt, ist sanft und zärtlich. Das Wunder der Versöhnung ist in ihr getan. Der Habicht ist ihr Feind, er kann sie oft erjagen. Doch die Taube hat den ältern Flug, sie braucht sich nicht zu wehren. Sie kennt den einzigen Augenblick des Sichbückens: sie selbst ist ein verleiblichter, entscheidend stiller Augenblick. Von ihm, dem eignen, einzigen, hat die Taube ihren alten Flug, das gute Sein bekommen; doch ist sie jung wie die Vernunft, sie ward aus unsrer Atemkraft, aus Manneshand als ein Geschöpf genommen. Die Taube ist die letzte, doch uralt war ihr Puls zugegen, bevor sie uns vor die Besinnung trat.

*

Ich liebe eine Schmiede, in der geheim ein Flügelpaar, gefaßt aus Eisenreifen, wunderbar zusammengereimt wird. Es weiß der Schmied noch nicht, was er vollbringt: nächtelang erhämmert

er mit dem Gehilfen Pflüge, Schwerter für die Schiffe, Anker oder Hausgerät. Hurtige Pferde und auch schwere Ackergäule kann sein Arm mit frischen Hufeisen beschlagen. Der Mond zieht über seinem Schornsteine vorbei; der erste Viertelmond und auch der letzte Viertelmond erwarten noch ihr Ebenbild, die eigne Flügelreimung hier beim Menschen, in der Schmiede. Der Vollmond brütet überm Dach, denn drinnen nisten Tauben. Sie fliegen von der Schmiede auf, hinüber über helle Nachbaräcker, voll Friedfertigkeit, Zuversicht, und ganz Versöhnlichkeit. Auch sie erwarten des Gerechten Flügelpaar, die Grußgeburt unsrer Vernunft auf Erden.



DIE SCHRAUBE

DIE STERNE SIND DIE VORLÄUFER DER Schraube: des Menschen erstes Sternbekenntnis war auch für die Schraube ihr Vorhandensein. Der erste Stern ist überhaupt des Menschen Wunsch zu fliegen: und das, was über uns in heller Schrift am Himmel steht, ist nur das Vorbild zur Schraube. Die Scheinbarkeit der Sternverzackung kann das All befliegen. Die Sterne stehn wartend über den vergangnen Schmieden. Es gibt Sterne mit vielen Flügeln, denn die Flügelzahl verändert sich, weil sie Tatsachen entscheidet. Die Sterne erfliegen unser Auge, oft der gleiche Stern mit fünf, sieben, sechs und noch weniger oder mehr Zitterzacken; Diamanten schwingen, das liegt an Tau und Mondheit oder einem ungeahnten Zwischen-Himmel-und-Erde, die er, der liebe Stern, zu durchfliegen hat, um einen Menschen zu erreichen. So auch die Schraube: sie hat verschiedne Flügelzahl, denn jeder Flügelschlag ist auch ein Ja, das ihrem Zweck entspricht und ihn dabei verteidigt. Doch das Mühlrad, das ebenfalls ein Stern ist, hat die Form des Kreuzes; es ist überhaupt das Kreuz, das sich dreht, denn es bereitet das heilige Brot der Christen vor.

Die Windmühle ist mystisch; ihr Rudergeknarr zieht die Raben an und scheucht sie auf. Um alte Mühlen spukts, oft tuts der tote Müller selbst, auch der Böse hat dabei sein Spiel, weil der Wind mit dem Kreuze scherzt, weil ers umkehrt, auf den Kopf stellt; doch die Mühle bezweckt die Versorgung mit heiligem Brot für die Christenheit.
Der Mond kann der Mühle nicht viel anhaben, denn da steht sie meistens still; ja sie scheint ein Haus voll Hexerei, das sich des Nachts bekreuzigt, damit die Geister vorbeimüssen. Nur der Müller selbst, wenn er zu alt wird, und zu viel das Kreuz hat sich umkehren und auf den Kopf stellen lassen, kehrt oft zurück. Pferd und Esel, auch Hunde sehn ihn dann. Übrigens hat der Esel Schritt, Gang, Seele eines Seleniten, der kennt auch wie der Mond alle Gespenstergeschichten auswendig: er ist in seiner stark religiösen Veranlagung zurückgeblieben und paßt besonders gut zur Mühle.

*

Über der Schmiede steht in der höhern Ebene der Dichtung ein Stern, und Monde gehn verschieden drüber auf und nieder. Über die Mühle flüchtet die Milchstraße zum Meere, über der

Mühle wütet der große Bär, denn die Besorgerin des Mehles in Windeshand ist nordisch. Und jede Umdrehung des Rades bezeichnet einen andern Stern, und jedes Leben von hundert Jahren heißt bei der Mühle Milchstraße.

Nun aber verheißt der Mensch ein eignes Sternbild: alle Wirbel der Schraube heißen Sternung: sämtliche Flüge über den Ozean heißen Sternung: unsre Flügelschläge durch die Luft heißen Sternung. Die Bereitwillige für die Schraube ist jetzt die Wärme. Das Sternbild wird ein südliches sein. Ein Nebelfleck ist irgendwo schon vorhergegangen; der Herzschlag der ganzen Menschheit hat ihn am Himmel festgesetzt, denn das Herz ist ein Stern, und die Verkünderin und Magd seiner Sternung ist die Blutwärme, darum ist der Sternfleck im Süden aufgegangen. Und wenn das kalte Sternbild in seine Leibhaftigkeit, die seine Ewigkeit vorbedeutet und vorbereitet, eingegangen sein wird, so soll der geheime Fluch von Glut und Leidenschaft genommen sein; die Hölle ist durch jeden Herzschlag im Verlöschen. Nun hilft uns auch die klargefügte Sternung durch die Schraube.

Die Erfindung der Schraube hat das Ende der Höllenangst ausgeprägt.

*

Das Schraubenschiff schleppt hinter sich die Wesentlichkeit zu einem Schaumkometen; wer glaubt, die Hoffnung einer solchen Regung geh verloren? Wo gute Glut die große Flut bewegt, in Atem hält, wird eine Tierung freundlich vorbereitet. Den Schwan und auch die Spinne hat die Schraube abgetan. Das Segelschiff, die Schwangeburt und Schwangestalt mit ihrem kreuz und quer sich gegen Wind und Ferne Zielwärtsspinnen, kann wohl die beiden Tiere noch bei uns erhalten, doch durchs Schraubenschiff beginnt ein anderes Wesensleben. Die Schwäne und das Segel sind vom Mond zu uns gekommen; die Spinne bleibt ein Stern, doch macht sich ihr Verspinnertrieb die Mondstrahlen zu eigen, denn Netze sind ein Mondgeschehn. Das Segel lehnt sich an den Viertelmond, das Boot ist überhaupt die erste Mondgeburt im Menschen. Die Schraube bleibt ein Stern und mag als Sternung alle Mondheit übersternen, doch trägt, samt seiner Frucht, das Schraubenschiff auch den Kometen schäumend, heller als der Segler durch die Meere.

*

Lassen die Flieger den Lüften den Eindruck zu ihrem Kometen? Zu einem ganz besondern? Sollen bewußte Luftschlangen aufkommen? Soll-

ten sich zwei Wesungen dort trennen? Die eine in Geräusche, die andre mit der Bewegung? Und unsre Begeisterung, unsre Erwartung und Beharrlichkeit vor einem Flug, hat sie nicht andre Erseelungen im Menschen angeregt? Wird nicht die Frage überhaupt, die Frage über unsre Zeit ein Feuersein?

*

Die Sterne werfen ihren Samen über reiche Länder, auf das tote Meer; damit wirs wirklich sehn und glauben, gibts auch einen Sternschnuppenfall. Dort, wo die Sterne Fluren fruchtbar machen, werden Pflanzen, glauben Bäume; wo die Sterne ihre Bäume fruchtbar machen, zwitschern Vögel um den Wald, in dem sie singen lernen. Und aus dem Walde sternen Augen, wittern urbestirnte Tiere. Darum gibts ja Tierbilder dort oben. Wo die Sterne zu den Gletschern kommen, steht der Mensch auf und erkeimt des Einzigen Einsamkeit. Wenn die Sterne über Wüsten schreiten, kommen Götter ewig angegangen; doch die Sterne auf dem alten Meere lehren die beseelten Fluten beten, beten zu den Göttern, flehen um das Weib.

*

Die Erde ist der Wunsch des Menschen: und der Wunsch des Menschen ist von sich aus regsam und belebend, leichterweckt und schwankend: es gibt gar keine Erde, sondern bloß ein Erdbeben. Auf dem Wunscheswesen, das wir selber sind, besteht aber der stille Stern, dem wir, aus uns hervorgewünscht, fern zufluten, den wir, innerlichst stumm, umgluten. Alle Sternschiffahrt über uns führt und sprüht nur mit einem Wunsche fort, hinter dem der Zielstern leuchtet. Aber er zittert noch im Ich. Darum führen alle Wanderringe bloß zum Wandernden zurück. Laßt sie fliegen, eure Drachen, gebt euch auf in Pilgerstimmen! was ihr freigebt, will, weil wunschgewesen, doch nach Haus zum Sterne, und der Stern ist deine Zielverheißung tief im Ich.

* * *

TAUBEN, WEISS WIE WOLKEN, MÖVEN, WEICH wie Schaum, Wünsche, lila wie das Meer, treffen sich vor meinem Eilandsfenster. Ein Septemberkleinwesen scheint wie unter meinen Blicken zu gedeihn. Die langen Fäden des Spätsommers wehn, auch bei Windstille, von einer über und über mit Früchten betupften Brombeerhecke. Zwischen Preiselbeerbüschen und Hagebuttengerank verwildert ein Wachholdergewächs. Brennesseln schützen noch das angeglühte Herbstgeblätter im Stachelgeheck und Dorngebüsch vor mutwilligen Eingriffen. Sie warnen aber auch mich: mit keiner Hand will ich da hineinlangen. Eine Giftschlange soll hier der Abgott sein.

*

Eine blaue Porzellankanne wiegt die gute Mittagsstunde zwischen ihren Henkeln. Sie ist so wundervoll weich geschweift wie ein klarer Himmel. Es gibt nämlich Gegenstände, denen für das Sichzueinanderschmiegen der Dinge eine schöne Wichtigkeit innewohnt. Falsch hingestellte, bloß angebrachte oder aufgestapelte Schöpfungen aus Künstlerhand bleiben ohne ihr Eigentum an

Raum nur Sachen. Richtig an einer Stelle eingesetzter Krimskrams erzählt seine Sternung. Etwas wie Beruhigung wird um den Gegenstand. Wie hoch sie wohl reichen mag?

*

Eine Biene kommt von der Sonne auf den blauen Krug im Zimmer zugeflogen: drinnen schimmert purpurner Himbeersaft. Was für ein wundervolles Vor-den-Augen-Blühn! Das Fenster steht offen: auch der Septemberhimmel blaut und bläulicht immer dunkler und einsichtlicher durch alle Ecken der Stube. Eine große Wolke, schneeweiß und aufgereckt wie Jütland, stellt sich soeben in den Fensterrahmen, im untern Zwickel silbert und blauäugelt ein Dreieck Ostsee.

*

Eine Welle, durchsichtig wie blaues Glas, überstürzt sich tausendmal vor meinem Entzücken. Sie ist immer noch einmal die gleich Lustige: ihre ganze Silberfülle schüttelt sie auf einmal aus. Und gleich nochmals. Und immer wieder kommt sie mit frischem Silber, sie selbst ist gleichmäßig blau. Kreide lugt hier und dort aus dem Ostseegrund, und dort wird das dunkle blaue Seeglas hell wie grüner Schmelzguß, und die Al-

gen, alle Algen sind hin- und hergegaukelte Träume von Pflanzen und Gold. Der Sonne kann ich noch nicht ins Antlitz sehn, sie steht zu hoch, doch drin in der Welle bewegt sich, blaß wie lila Schleier, ein stilles Abbild der blendenden Tagesscheibe: eine lieblich dahinschimmernde Qualle.

*

Das Meer blaut ganz gleichmäßig auf seine blassen Glasgrenzen zu. Sanft perlende Einfälle zur Windstille setzen auf einmal in schimmernde Diamantbrisen um. Die allerbewegtesten Silberstreifen bleiben den Uferschäumen fern. Irgendwo suchen Trauerenten ihr lila Spiegelbild auf ruhig atmendem Glasgewoge zwischen zitterndem Perlmutterrahmen. Wunderbar entirdischt tauchen sacht dahinblauende Mövenspiegelbilder unter goldnem Algengesträuch auf. Reiher ziehn wie weißes Traumeswittern eines Wolkeneilandes unter grünverglastem Gespenstergestrüpp, selbst schon versinnbildlicht, dahin. Eine kleine Welle will etwas erzählen: sie weiß ein Märchen. Hier ist alles eine Symphonie des Schauens.

*

Auf den Porzellankapseln der Telegraphenstangen beben Schwalben wie frierende Herzen. Unruhig blicken sich die Tierchen nach immer andern Schwalben um. Unzählige, unermeßlich viele fliegen herbei. Es geht nach Süden. Auf Meilen ist jede Telegraphenstange ein lebendiger Kandelaber, aufgestellt im Herbsttempel heroischer Sonnenherrlichkeit.

*

An der Septembersonne erfreut sich ein wunderbuntes Gärtchen. Eine riesig große blaue Glaskugel soll bis spät ins Jahr hinein zwischen Blumen als ewig blauer Himmel dableiben. Eine Fahne weht von viel zu hohem Mast, weil mans mit dem Wind halten will. So nah beim Meer! Durch das dicke buntbeerige Spätgerank fällt ein lustig blauender Glitzerwinkel Nachmittagsee gerade auf die leuchtende Blaukugel. Fein silberne und noch lila bläßlichere Insekten schwirren immer wieder ans Glitzerglas an, und das gibt ein frohwimmerliches Gezirpe. Die Kugel selbst zirpt auch mit, als ob ein Tierchen drin eingeschlossen wäre.
Des Gartens große Sonnenblume ist ebenfalls bei Mücke und Fliege sehr beliebt, sogar Vögel holen sich daraus ihre Körner. Die Blume selbst ist

ja noch prachtvoll, die Pflanze selbst sinkt aber schon ganz gebrechlich zusammen. Sie sieht aus, als habe sie zuviel Wind gekriegt, man glaubt, sie schleppe sich auf Krücken, so lahm steht sie da in Erwartung des Laubfalls. Die Georginen hingegen sind ganz ihre Jahreszeit, man kann ja nicht gesunder aussehn.

*

Lila Mückenschwärme silbern mit dem Abend herbei. Große, weiß und rostrot gewolkte Kühe verlassen die Weide und ziehn, zwischen Gesumsgebüschen in fliegender Aufregung, vorsichtig mühsam hinunter zum Watt, um umwolkt von Insekten heimzuwaten. Sie treten auf Schlick. Sie betreten, umsummt vom Gewimmel zitterhafter Mückenkrönlein das glashafte Wasser. Sie sind in diese schwebenden Dornen geradezu eingesilbert. Jede Kuh bringt einen Nebel von Stechtieren. Stare, unendlich viel Stare haben die gelb und rote Wiesenentwanderung in Schleierverschwirrung bemerkt. Wie metallblaue Kreuze stürzen sie auf uns zu; und schon durchflattern, umblauen dunkel auffunkelnde Vögel das Siedegezitter und die langsamen, großroten, goldgelbumzogenen Kuhmassen im Watt. Und sie kommen nicht los von den Kühen. Immer noch strö-

men andre stahlblaue, nachtbehaftete Stare hinzu, fortwährend sind neue im Schwarzbogenfluge da: die silbrig zitternden Mücken, die summsummsenden Fliegen halten sie unter den Kühen fest.

*

Der Abend verglast den Tag. Hauchlos ist die Ostsee. Ihre Einsamkeit erhalten sogar die Bäume im Wald. Jedes Wesen ist ein für sich bestimmter Atemgang. Die Tannen, schwarze Flammen, sagen vom Beschluß zur Ruhe. Jede Tanne ist aber ihre eigne Heimkehr; sie breitet sich hoch in der Runde aus und wächst in ihre Wurzeln. Ist kein Vogel da? Hoch oben eine lebende Ampel? Vielleicht: dort schwebt ein Reiher. Hoch erhoben, ganz in sich versenkt, im Blauen. Selbst die Espen lispeln keine Silbe.
Mein Puls ist das Geheimnis des Tages. Die Sonne wird sichtbar, ist blutrot: ist das Blut so schwer? Sie sinkt!
Ihr entgegen regt sich im fehlerlosen Glas der Ostsee eine scharlachrote Lilie, ihre lebendige Purpurzeichnung vollendet sich im wellenlosen Meer. Wie mit Herzschlägen schnellt sie zur herabwallenden Sonne in lautloser Langsamkeit heran. Welch wunderbares Granatrot in der Sonne!

Das ganze Glas über der Ostsee verwirklicht einen purpurroten Becher, genau so groß, daß die Sonne drin versinken kann. Die scharlachrote Lilie ist noch stiller, sie ist der Kelch aus Rubinglas geworden. Er schlürft die Sonne ein. Er ist vollkommen geschliffen und doch rätselhaft zart geschmeidig: ganz glashaft. Ein geheimnisreicher blauer Dunst berauscht den Himmel bei Sonnenuntergang. Nun ist die volle Sonne schon in den blutjungen Becher hinunter gefunkelt. In wundervolle Hut hat sie das Glas der stillen Abende genommen. Das Wasser hat die Sonne getrunken.

*

Die Sternennacht ohne Silberbeschwichtigung ist ein unheimliches Tier. Eine prachtvolle Rätselfülle. Jeder Stern bekennt seine Leidenschaft. Alle Planeten tragen ein Geheimnis. Auch unsre Erde: den Tod im Mond. Im Sommer gewittert das Sternengewimmel von Südosten empor. Ich denke dabei an Ägypten: an den Apis. Kein milder Zweifel wölbt sich mit der Sternenstunde herüber, mondlose Sternenschwärmerei: ein Gott im Stierleib? Habt ihr denn nie die Furchtlosigkeit der Nacht gefühlt, wenn sie bloß Sterne gebiert? Sie zögern lange, über die Welt herein zu

brechen, der Stier muß erst gereizt werden. Mit roten Abendmänteln wird er herausgefordert, denn sein Blick ist mit Geheimnissen beschäftigt, nach Innen, ins Sternen gekehrt. Auf einmal aber gewahrt er das glühende Lebensrot und stürzt sich auf uns: Alle Rätsel werden offenbar, jede Heimlichkeit ist triebhaft: Sterne, Sterne, abermals bloß Sterne.

* * *

SCHWÄNE UND KOMETEN, DER MOND UND eine Milchstraße, wie sollten wir dabei nicht fliegen? Die Schönheit, unser Flug, hat sich in jungem Leib verweiblicht. Die richtige Farbe eines Dinges hebt seine Schwere auf, sie schweben in Schönheit. Der Gedanke durch seinen einzigen Satz: du weißt nicht, daß etwas geschah: Schönheit. Verzweifelt wühlende Leidenschaft, unerschöpfliche Liebe, heiße Niederkunft der Brunst, für alles das strahlende Wort Enterdung. Schönheit, Sternung.

Das Wissen von einem andern Stern ist hoher Flug: Schönheit.

Aus Mondstrahlen zierlich gesponnen ist der Kahn der Sehnsucht. Er hat einen Schleier zum Segeln, volles Mondlicht glimmt empor, sein Flügel. Eine Vision im irdischen Dasein aus Filigran. Wir landen wohl hinter Jupiterwolken. Nebel bluten. Rubine sind seine Tropfen, kalte Scharlachflammen sternen wie Schnee in ein Tal, aus dem sieben Monde hervorgehn. Und doch bleibt das Rot seltsam, in lila Milde silbern Anhöhen über einen gemeinschaftlichen Sagensee. Gibts oben Buchen? Unendlich blaue Wälder wallen dem Wunschbewegten entgegen. Wolken wei-

chen dem Klarheitsbegabten aus. Wahrheitskundige Monde mit singenden Kometenkränzen bringen liebliche Musik der Seele dar, die einst auf Erden in Sonntagskirchen unter Kindern war. Hier werden die Schwäne aller Welten ihr Astralschwan. Es ist Musik, doch eigenste, und darum niemals hörbar. Den Urverträumten andrer Welten wirft er Wimpel reinster Urerlauchtheit zu. Die stillsten Seelen können seine Säume inbrünstig im Herzen versenken. In der Musik und durch den Mond sind wir bei uns auf höhern Sternen. Die Mondseele ist nach Vollmond fort, ums letzte Viertel können auch wir wo anders sein. Die beiden Mondsicheln des Monats sind sicher gereimte Flügel, in unserm Herzen ist der Flug.

*

Blumen, zart und zierlich wie aus Schnee, glühn lieblich weiß in die holde Weihe eines blaubetauten Morgengartens. Türme, bleich wie Eis, sprühn empor über ihren eignen Spiegelteich. Eine Kinderhand hatte ihn dereinst zwischen Lilien und Jasmin eingebettet. Ein Komet hoch auf spitzer Zinne: er drückt mit Flammenarmen, was ein Mensch vollbracht hat, an sein Himmelseligsein. Die bezahnten Marmorzinken empfan-

gen erschaudert des Wandergestirns Feuerkuß. Ein Schwan wird sichtbar, silbert er nicht über den Weiher? Sterne, groß wie Diamanten indischer Prinzen, sind in diesem Garten Tiere geworden. Sie spinnen sich mit Mondlichtstrahlen leise über Myrthenbüsche. Auf den Kieswegen bleibt der Tau blau und wie unberührt liegen, auch neue Traumgestalten leicht und lila drüber hin wandeln. Dieses Schloß mit seinem Garten und Minaretkometen schwebt wie eine Wolke über das Grenzgebirge unsers Schauens. Es scheint mir an einem wohlerwognen Feuerflügel angelehnt zu sein. Noch viel höher geistert aber eine Taube, weiß wie aus weißem Schaum. Merkt denn niemand, wie sie leuchtet? Auch sie ist eine Ampel. Von der Vernunft des Menschen emporgetragen, erscheint sie als ein Tempellicht der Welt.

*

Ich komme schon mit einem einzigen Flügel mit Haus und See hinweg auf Sternenwege, denn mir gelangs, den Flügel so leise zu träumen, daß er leicht ist wie die Sichel, die vom Vollmond die Seele mitnimmt in die unbekannten Finsterkeiten.

*

Zu uns steigt das Schildkrotufer. Wellen schimmern freundlich durch die Lotosstunde. Auch die blassen Blumen perlen sanft. Blaue Taubehänge schleiern hauchhaft säuselnd durch Magnolienwipfel. Ein Wasserfall, still wie bloß aus feinsten Mondlichtstrahlen, spindelt leicht zum Goldfischteich. Schützt er ein Geheimnis? Soeben stirbt beim Weiher eine zärtliche Mimosa. Das ist kein Wasserfall, das ist ein Katarakt von Seidenspitzen. Goldne Algen verglühn ihre lila Blüten der Bescheidenheit zwischen leuchtenden Wellen. Still, so horcht, das Wasser kreist hinab zum Schildkrotufer.

*

Kleine Pudel, Tiere ganz in Mondscheinseide, laufen um ein Schloß aus Filigran. Perlhühner scharren durch den blaubetauten Sand. Dort: ein nackter Knabe spielt mit echten Perlen. Im Gebüsch der Blutkamelien. Nun erscheint ein anderes Kind. In weißem Seidenhemd. Große Tauben leuchten auf, schweben über unsre blaugeträumte Flur. Hier hat Mozart einst gewohnt.

*

Die letzte Silbersichel bringt mich bis nach China. Gelber Seide gleicht das Firmament. Eine goldne

Sonne aus Metall wird niedersinken. Seltne Sterne warten sonnenuntergangsbereit: liebliche Topase. Dort der Garten ist ein Blumenpfad durch einen Nenupharenteich. Die Tropengluten reicher Schlinggewächse bluten auf das bleichbestirnte Pflanzenwasser nieder. Lila eingeschleiert träumt ein Weib sich einen Schwan auf frohbeblumten Weiherwegen. Zart wie eine Wolke ist der Vogel: schönes Tier! Leuchtet er vielleicht? Er begleitet, silberblaß im Wasser plätschernd, seiner Herrin lilaleichten Schritt. Beide wallen etwas traurig, immer traumhaft, hin und her. Das schöne Weib ist noch ein Mädchen, ihre Hand ist schmiegsamer als Gold in feinsten Blättchen. Hat die Holde wirklich Sorgen? Bienen kommen, setzen sich aus Gold auf die schwarzgerahmte goldne Stirn. Freundlich blaut der Schwan herbei, doch sie winkt ihm ab. Durch die lieben Lotosblumen wiegt er sich dahin, etwas weiter bleibt er still, lila fern. Welch ein fremdes Tier! Herbeigeträumter Schwan unter Manschanilienbäume, deine Herrin will dich nicht. Seht, er wendet sich hinweg, doch er blickt zurück; das Mädchen hat ihn fortgeträumt, und so stirbt er mit der letzten Sichel unter Wolkengeistern hin.

*

Der Sichelmond trägt die Erinnerung mit sich, leise silbert sie unter Gespenster. Besinnungen, verwirklicht euch um mich, bevor das Mondboot mit dem schwarzen Segel still versinkt. Solch ein Silbern ist ja bloß auf einem Meere möglich! Schwimm ich oder wog ich als mein eigner Traum? jede Welle bringt Entsinnungsstimmen: und sie klingen kindlich. Jede Welle wiegt ein Silberboot mit einem kleinen Kind. Spielzeugklein sind Boot und Kind. Jedes Kindlein träumt, und sieh: jedes Träumlein ist ein Segel. O, so volles Meer, wohin wogen diese Weslein? Alle blicken auf ein Ziel. Welches? Dort im Silber, sieh das Silbern. Aber Kindlein, welches Silbern? Blickt nur hin, sie spinnen ihre Silberträume durch ein liebes Silbern hin. Gluckste nicht soeben eine Welle? Eine Stimme? Nun, es gluckste! Gluckst es wieder? Jubelt oder schlutzt etwas? Ja es jubelt! aber was? Hilf mir, himmlische Besinnung! Ja das gluckste, ja das schluchzt: Jerusalem! Alle Kinder, alle Kinder sind verloren. Arme Kinder, euer Kreuzzug tut uns weh. Eure Pilgerreise tut mir leid. Immer weh! immer weh, furchtbar weh! Wohin silbert ihr, ihr Lieben? Wenn der Mond versinkt, so seid ihr tot. Sicher tot, euch verspinnt der Silbertod: schwimmt und silbert schnell zurück.

Liebe Kinder, eure Stimmchen! Liebe Stimmchen, Lieblinge, so wogt nach Haus. Schlimmer Mond, verfluchtes Silber, du verführst die kleinen Kinder. O, sie wimmeln immer mehr hinüber, o sie schwimmen mit dem Silber, durch das Silber seht sie schimmern, sie flimmern fort und fort.

* * *

DIE BURG

ALLE STERNE STRAHLEN, DENN DER MOND ist tot. Große Völker kommen an mit Fackeln. Jeder Mann hält die seine hoch, stolz für sich und für die Seinen, und so sind es ganze Fackelkarawanen. Seltsam, ungeheuer ist das Licht: wie ein Herz auf langem Zepter pocht und atmet jede Flamme. Hie und da erscheint auch eine Feuerhand, offen wie ein Palmblatt, oder plötzlich auch zu einem Schwur emporgerichtet. Über Berge klimmen diese Stämme, ihnen ward Erleuchtung, freies Schalten in der Seele eingehändigt, und nun wollen sie die Stadt, ihre Stadt mit weitverwandten Sippen irgendwo am Meeresufer gründen. Ihre Weisen zogen früh schon aus und haben Stern und Berg am Meer gefunden. Eine weiße Taube flog vom Flusse auf und verschwand nach hohem Fluge in den guten Wolken.

Oft schon habe ich die Weisen mit den langen Bärten nachts am offnen Meer getroffen: geheimnisvoll und schlicht wichen sie mir aus. Zion bauten sie im Herzen, und nun warten sie aufs Volk.

Immer wieder bin ich Wanderstämmen irgendwo begegnet. Niemand sah mich, alle zogen mit dem Wort Jerusalem im Atem weiter. Sollt ich von den Greisen, die ich an der Küste wandern

sah, berichten? Keiner hatte sich erkundigt, nun so schwieg ich. Aber warum schwieg ich: mußte damals schwerste Stummheit sein?
Nächtelang zerträumte ich das Dickicht, das mich gegen Westen, voll von Rosensonnen, Sternenspinnen, Mondesdornen, von den hohen Völkerlenkern schied. Endlich brach ich mir den Weg. Und ich konnte sie erkennen, wollte sprechen, fromm berichten, doch die Weisen wandten sich von mir. Nein, sie wollten mich nicht hören, sie geboten schweres Stummsein, ich gehorchte und verschwand.

*

Wochenlanges Silberschlummern mußte ich ums Ich verspinnen, bis ich wieder leicht und sicher, spukumknistert und ins Wittern eingeschleiert, selber wandelnd, Wandervölkern trauen durfte. Wieder war der Mond gestorben. Furchtlos zog ich mit dem eignen Volk. Hilfreich trug die eigne Rechte eine Fackel, meine Fackel. Alle Wünsche in der Seele, Mut und Zagen, Lust und Freundschaft, alle zuckten farbig, fabelnd, wimpelwillig mit der Flamme auf.
Siegessicher gingen Männer, siegesmutig folgten Frauen. Jubel war um unsre Kinder. Unser Ruf vergrub sich donnernd, (leuchtend war das Wort

gewesen) wunderbringend immer tiefer, und er blieb der einzige: Jerusalem.
Selber war ich siegessinnig, denn der Leib war nicht von mir, bloß die Seele schritt und blickte über Felder, durch die Wälder, ewig zionwärts dahin.
Endlich waren wir zu Hause, denn wir fingen an zu bauen: was wir alle schon im Herzen aufgetürmt und hergerichtet, durfte vor den Sinnen strahlen, mußte Menschen Herberg werden, Tempel sollten mit uns kommen, jeder freute sich am Werk.
Meine Mauern wuchsen hoch, Büsche träumten in die Fenster, Kinder schauten durch die Tür. Und mein Weib, mein liebes, gutes, warum stand es dicht bei mir!
Groß war unsre Stadt geboren, denn die andern Fackeln waren überhaupt nur kaum bemerkbar. Alle lohten wirklich fern. Wenig Flammen konnt ich sehn, aber alle Häuser hatten ganz bestimmt auf hohem Giebel ihre Fackel, herrlich, furchtbar in die alte Nacht gezückt. Oder waren das die Sterne? War ich plötzlich wie allein? Hätte ich an falscher Stelle, haben wir an totem Ort, angefangen Haus und Garten, samt dem hochgedachten Tempel, hier im Irrtum aufzustellen?

*

Viele Wochen habe ich für mich getrauert, denn soweit die Seele reichen konnte, flog ich fort und immer fort: war ich doch von dieser Welt entsetzt. War mein Anhang auch gefunden, hat mein Anhang sich vergangen, meine Stadt hielt ich im Sinn. Wochenlang verweilt ich einsam, in die eignen, in die kühlen Wesenheiten eingebunden: wie ein Kind in seine Windeln, fand ich mich ins Heimatwissen eingeschmiegt und festgesonnen. Als der Mond dem Sterben nahte, war es wunderstill am Meer. Nirgends sah ich von der Klippe eine blaue Mondgestalt, und ich dachte mich zurück, weit in meine Glaubensstadt, mit den sieben offnen Seelentoren. Endlich war der Mond gestorben, da erkannte ich die Greise, und wir gingen froh zusammen, siegeswillig, siegessicher, siegesselig, mondhaftbläulich. Unerschrocken, nie gewarnt. Sprachlos waren wir geworden, unsre Stummheit war ein Lächeln, ein Erinnern an den hellbezahnten Mond. Eine Nacht war unsre Hoffnung. Dann erschien der jüngste Mond. Einer wurde ungeduldig. Seine Greisenblicke grauten furchtbar leidvoll nach dem Wald: drinnen mußten sie erscheinen, seine Völker mit der Fackel. Und ein andrer ging und horchte, ob sie kämen, Zion preisend. Etwas größer ward der Mond. Unser

Mondamt war verfallen. Ja, wir sahen uns nur selten, einmal, dreimal in der Nacht. Sehnsuchtsminnig blickten Greise, blickt ich traurig auf die Berge, glimmten rotverweinte Augen perlenbläulich übers Meer. Einer sagte das Geheimnis: von den Gletschern kommt die Nachricht.

*

Zion ist vielleicht vollendet. Seine Schönheit wird dereinst ein Flug. Sterne sagt, habt ihrs erkundet? Sterne säen in den Seelen ihrer Selbstsamkeiten Samen. Menschen wandern mit den Säcken voll von Samen zum Verstreuen durch die Vorbereitungswelten, Stufen auf und Treppen nieder mit den Sternen, durch die Sonne, in die Sterne, trotz dem Mond. Bloß die Sternung macht uns kenntlich. Wuchs und Frucht der Stammespflanze ragt vergeistert in den Himmel. Ohne Dich kein Paradies. Nur im Weib wird Er geboren. Erde, urkometenträchtig, gibt dein Wink dem All die Freiheit? Deine Flamme fordert auf, unsre Sternung glüht das Wort.
Jedes Volk baut hochzerkluftet seinen Turm Jerusalem. Meine Sonne wird verschwinden, Deine Seele ist ein Stern. Ein Gestirn wird bloß entzündet, um die Burg auf Feuerfelsen, Zion, himmlisch zu begründen.

Männer tragen Flammenpalmen, Kinder singen ihre Psalmen, Weiber wittern eine Zukunft. Und Jerusalem steht auf.

* * *



Inhalt

MIT SILBERNER SICHEL

DER JÜNGSTE MOND 8

DAS SEGEL:
Die Übereinkunft 13
Der Berg und die Stadt 19
Ausblick 24
Einsicht 30
Beruhigung 35

DAS RAD:
Der Umschwung 43
Ausfahrt 48
Aufenthalt 57
Abschied 67
Rückkehr 77

DER FLÜGEL:
Versuch 95
Die Schraube 101
Stilleben 107
Flug 115
Die Burg 122

*

Geschrieben in Kloster auf Hiddensee im Herbst 1915.



GEDRUCKT BEI E. HABERLAND IN LEIPZIG

